

DIE OSTSCHWEIZ

N° 02/21

Zwei Brüder auf Achse

Wie Bruno und Josef A. Jäger die
Transportbranche revolutionierten

Ausserdem:

Warum sich der Freisinn neu erfinden muss.
Was Clown-Theater mit politischer Arbeit zu tun hat.
Von der Entstigmatisierung der Psychiatrie.
Eine vertiefende Auseinandersetzung mit dem Fürstentum.

Und:

Ab sofort in jeder Ausgabe:
Umfassender Business-Teil mit Sonderthema.

CHF 12.-
EUR 12.-



Grenzenlose Freiheit auf vier Rädern



Jetzt Probe
fahren.

Unter dem Sternenhimmel einschlafen. Morgens vom Rauschen des Wassers geweckt werden. Fremde Länder erkunden und sich trotzdem immer wie zuhause fühlen: Der California 6.1 ist Freiheit pur. Mit seiner komfortablen Innenausstattung und den durchdachten Details, macht er jeden Trip zu einem unvergesslichen Abenteuer. Geniessen Sie Ihre Unabhängigkeit und reisen Sie, wohin Sie wollen. Mit allem, was Sie brauchen. **Jetzt bei uns entdecken. Der California 6.1 – Ikone, neuester Stand**



Liga[®]

LIGA Lindengut-Garage AG

Toggenburgerstrasse 146

9500 Wil SG

Tel. 071 929 31 31

www.liga.ch



Liebe Leserin, lieber Leser

Als «verrückt» kann man derzeit ja so einiges bezeichnen. Wir erleben auch wirklich gerade «verrückte» Zeiten. Allerdings halten wir unsere Print-Ausgabe auch dieses Mal möglichst Corona-frei, weshalb wir uns beim Schwerpunktthema «Verrückt!» auf ganz andere Aspekte stürzen. In erster Linie sind es aussergewöhnliche Lebensentwürfe und Geschichten von Menschen, die etwas Spezielles gewagt haben.

Im Grundsatz war es auch «verrückt», dass wir selbst vor nun etwas mehr als drei Jahren mit «Die Ostschweiz» ein neues Medium realisiert haben. Zum Glück noch vor dem Aufkommen jener Thematik, der wir hier wie erwähnt möglichst wenig Raum schenken möchten, aber durchaus in einer Phase, in der bereits von der grossen Medienkrise gesprochen wurde. Eine Krise, die sich schon bald aufgrund der undurchsichtigen staatlichen Medienunterstützung noch verschärfen bzw. auf andere Bereiche auswirken wird.

Bislang haben wir es allerdings nicht bereut, den Schritt gemacht zu haben. Über den Berg sind wir natürlich noch längst nicht – sofern das überhaupt möglich ist. Um Unterstützung, damit wir die nächste Etappe erreichen, sind wir angewiesen. Beispielsweise kann man dies tun, indem man dem Club «Die Ostschweiz» beiträgt. Für die Mitglieder haben wir erst kürzlich einen eigenen Online-Bereich geschaffen, den wir nun kontinuierlich ausbauen werden.

Ausgebaut wird auch laufend unser Kreis von Gastkolumnistinnen und -kolumnisten, die auf dieostschweiz.ch für noch mehr Vielfalt sorgen. Darüber werden wir dann gerne ausführlich in der nächsten Print-Ausgabe berichten.

Herzlich
Stefan Millius & Marcel Baumgartner

PS: Wenn Sie neu auf uns gestossen sind und keine Ausgabe verpassen wollen, dann abonnieren Sie unser Magazin unter abo@dieostschweiz.ch oder per Telefon unter 071 221 20 90.

*Am schnellsten geht es online:
www.ostschweizermedien.ch/angebote*



Herausgeber, Redaktion und Verlag:

«Die Ostschweiz»
Ostschweizer Medien AG
Marktgasse 14
9000 St.Gallen

T. +41 71 221 20 90
info@dieostschweiz.ch
www.dieostschweiz.ch

Verlagsleitung: Marcel Baumgartner, baumgartner@dieostschweiz.ch | **Chefredaktion:** Stefan Millius, millius@dieostschweiz.ch | **Anzeigenleitung:** Martin Schwizer, schwizer@dieostschweiz.ch | **Marketing-service:** Ebru Eren, eren@dieostschweiz.ch | **Autoren:** Kurt Weigelt, Manuela Bruhin, Urs Oskar Keller, Peder Koch, Eveline Angehrn, Simone Hengartner, Andy Givel, Tanja La Croix, Andreas Felder, Hansjörg Hinrichs, Lea Müller, Lea Tuttlies, Sarah Roth | **Fotografie:** Bodo Rüedi | **Korrektorat:** Galledia Print AG | **Abowverwaltung:** KünzlerBachmann Verlag AG, abo@dieostschweiz.ch, Abopreis: CHF 69.– für 6 Ausgaben | **Erscheinung:** «Die Ostschweiz» erscheint 6 Mal jährlich mit Ausgaben April, Mai, Juli, August, Oktober, Dezember | **Gestaltung/Satz:** Ammarkt AG, St.Gallen, Tammy Kissling, t.kissling@ammarkt.ch | **Produktion:** Galledia Print AG, Flawil.

So werden Sie Teil von «Die Ostschweiz»

Im April 2018 hauchten wir den Medien-
marke «Die Ostschweiz» neues Leben ein.
Wir bleiben auch in Zukunft kritisch und
unabhängig. Und wir bleiben in Bewegung.
Gerne auch mit Ihnen an Bord.

69.–/Jahr

kostet ein Abo unseres Printmagazins. Sie erhalten dafür sechs Ausgaben zugestellt und leisten gleichzeitig einen Beitrag für mehr Vielfalt in der Medienlandschaft Ostschweiz. Einfach bestellen via abo@dieostschweiz.ch

ab **222.–/Jahr**

können Sie Mitglied im Club «Die Ostschweiz» werden. Damit werden Sie Teil unserer Vereinigung von Firmen und Privatpersonen, welche «Die Ostschweiz» unterstützen. Im Gegenzug erhalten Sie Zugang zu exklusiven Angeboten und Veranstaltungen. Inbegriffen ist neben dem Print-Abo auch ein Login zu einem neu geschaffenen Club-Bereich auf dieostschweiz.ch. Alle Informationen finden Sie unter ostschweizermedien.ch/club oder auf Anfrage via info@dieostschweiz.ch

Feedback

Anfang März wurde unsere Online-Publikation www.dieostschweiz.ch komplett erneuert – optisch wie auch inhaltlich. Wir setzen nun noch stärker auf exklusive Beiträge aus den Kantonen SG, TG, AR und AI. Am besten machen Sie sich selbst ein Bild. Übrigens: Das neue Design wird in einer zweiten Phase dann auch in der App integriert werden. Über Feedback an infor@dieostschweiz.ch freuen wir uns.

2500.–/Jahr

werden Sie Business-Partner von «Die Ostschweiz» und profitieren von einem einzigartigen Leistungspaket, um Ihr Unternehmen auf den verschiedenen Kanälen von «Die Ostschweiz» zu präsentieren. Senden Sie Ihre unverbindliche Anfrage an info@dieostschweiz.ch

So leicht geht es mittlerweile!

Bei neueren Handys einfach Kamera aktivieren und auf QR-Code platzieren.



Inhalt

02/21

Die Ostschweiz

- 6 Wie Sie Teil von uns werden können.

Brennpunkt

- 8 Mirjam Jäger: Wie eine Äusserung ihr Leben verändert.

12 Die Party als Beruf: Musikproduzentin Tanja La Croix.

- 14 Fertig «Jowaa!». Bauchredner Kliby verabschiedet sich.

- 16 Jessica Matzig. Existenzängste einer Schauspielerin.

Frühlingserwachen

- 22 Wir präsentieren: Die Offa in gedruckter Form.

- 24 Olma Messen: Randvoll mit Leben.

- 29 Wenn Messen fehlen...

Genuss

36 Kochen mit 100 Prozent «Nadia Damaso».



- 40 Tipp von Claudio Del Principe: «Kocht wie die Grossmütter.»

- 43 Das beste Brot und rotes Gold.

- 49 Kritischer Geschmack: Claudia Graf.



Wohnen & Leben

- 54 Azulejo-Grill für CHF 250 000.– gefällig?

- 60 Tiny House: Ist das echt die Zukunft?

- 62 Die Administration vor dem Tod.

66 Gesünder dank dieser Ostschweizer App.



Mode

- 72 Wo die Textilfachschule Trends setzen kann.

- 75 Sabrina Peter. Von Mut, Akzente und Dessous.

- 79 Durchatmen mit Stephan Noser.

Mehr Infos via QR-Code

Sie finden in diesem Magazin bei mehreren Artikeln QR-Codes, die Sie zu weiteren Infos führen. Hinweis: Bei neueren Handys einfach Kamera aktivieren und auf QR-Code platzieren. Die meisten Zusatzinfos finden Sie zudem auf www.dieostschweiz.ch unter dem Menüpunkt «Magazin».

Freizeit

- 80 Abgehoben. Heissluftballonfahrer Stefan Zeberli.

- 85 Der Clou mit der Kugel: Bubble-Hotels.

86 Im Wasser mit Marc A. Meyer.

- 90 Auf dem Pferd mit Martin Kummer.



Gesundheit

- 96 Fitness-Update von Michael Ammann.

- 98 Einfach mal «rumhängen»: Street Workout.

103 Claudine Hiltbrunner über «Superfoods».

- 104 Sucht in der Krise. Interview mit Regine Rust.

Meinungen/Kolumnen

- 18 Letzte Kreuzfahrt von Hansjörg Hinrichs.

- 35 Wenn Werber tanzen. Von Andreas Felder.

- 65 Simone Heppartner sorgt für einen klaren Kopf.

- 65 Andy Givel über Wasserwischer.

- 112 Die junge Ostschweiz über Hoffnung, Frauen und Mut.

- 114 Ralph Weibel die Armee im Sittertobel.

Warum sich der Freisinn neu erfinden muss

Heute verändert mit dem Computer ein neues Verbreitungsmedium die Welt. Wir müssen uns auf den Weg machen und alles Bisherige, alles scheinbar Selbstverständliche in Frage stellen. Dazu gehören unsere Institutionen und politischen Prozesse genauso wie die grundlegenden Werte unserer Gesellschaft. Auch liberale Konzepte müssen neu gedacht werden.

Text: Kurt Weigelt, Bilder: Keystone/Alexandra Wey

Der Kampf um den Sonderbund und das Ringen um den Bundesstaat lösten in der Schweiz eine Welle von Parteigründungen aus. Der Konfessions- und der Föderalismuskonflikt bilden seither traditionelle Unterscheidungsmerkmale unseres Parteiensystems. Eine dritte, klassenkämpferische Frontstellung entwickelte sich mit den ersten sozialdemokratischen Parteien. Mit den gesellschaftlichen Herausforderungen von heute habe diese Konfliktlinien nur noch im Ausnahmefall etwas zu tun.

Bereits vor vierzig Jahren wies Hanspeter Kriesi darauf hin, dass die vertikale gesellschaftliche Differenzierung des Konfessions-, Föderalismus- und Klassenkonflikts durch

das «Paradigma der Lebensweise» und damit durch horizontale Disparitäten abgelöst wird. Die neuen Gegensätze etwa in Fragen der Umwelt- und Raumordnungspolitik, der Einwanderung oder der Gleichberechtigung gehen quer durch die alten Konfliktfronten der traditionellen Parteien und Verbände. Neue

politische Bewegungen fokussieren sich auf einzelne Themen. Politisch Interessierte organisieren sich zunehmend spontan, ohne langfristige Bindung und ohne weitergehende Verpflichtungen. Spenden ersetzen den Mitgliederbeitrag.

«Im Vergleich zur politischen Linken reduziert sich der freisinnige Anspruch auf die Forderung nach ein ganz bisschen weniger Staat.»

Aktuelle Ereignisse mit hoher Medienpräsenz beeinflussen das Wahlverhalten. Im Jahre 2011 entschied Fukushima den Ausgang der Nationalratswahlen, vier Jahre später war es die Flüchtlingskrise, 2019 der Medienhype rund um Greta. Der Zeitgeist schlägt die langfristige inhaltliche Orientierung. Ein kerniger Slogan ist wichtiger als die grundsätzliche Auseinandersetzung mit politischen Ideen. Die 280 Zeichen bei Twitter sind der Massstab. Was interessiert, sind einfache Botschaften und starke Bilder. Fähnchen am Balkongeländer ersetzen das Argument. Verstärkt wird dies alles durch die Logik der sozialen Medien. Immer geht es um kurzfristige Aufmerksamkeit. Und dies gelingt am besten mit Zuspitzung. Wir sind die Guten, alle anderen die Bösen. Hier die notleidende Bevölkerung, dort die profitgierigen Unternehmen. Alles ist schwarz-weiß, es gibt nur Zustimmung oder Ablehnung, Sieger und Verlierer.

Schlagwörter ohne inhaltliche Orientierung

Dies alles widerspiegelt sich im Zerfall der Wähleranteile von FDP, CVP und SP. Mit ihren ursprünglichen Wertvorstellungen erreichen sie immer weniger Menschen. Die traditionellen Milieus lösen sich auf. Nun könnte man sich auf den Standpunkt stellen, dass diese Parteien ihre Mission erfüllt haben und es Zeit ist, an das eigene Ende zu denken. Nur, wer verzichtet schon freiwillig auf Macht und die damit verbundenen Privilegien? Weit menschlicher ist es, mit Zähnen und Klauen den eigenen Besitzstand zu verteidigen, beispielsweise in der Zusammensetzung des Bundesrates.

Zu diesem Überlebenskampf gehört der Versuch, mit der Formulierung von neuen Positionen den Anschluss an den Zeitgeist zu finden. Am konsequentesten dabei die CVP. Diese hat

ihr katholisches Fundament kurzerhand entsorgt und tritt neu als «Die Mitte» auf. Freiheit, Solidarität, Verantwortung heisst die neue Parole. Schlagwörter, die unter jedem Parteilogo stehen können und daher als inhaltliche Orientierung ohne jeden Wert sind. Ob dies gut gehen kann, wird die Zukunft weisen. Anders die SP. Diese hält unbeirrt an ihrer Klassenkampfrhetorik aus dem 19. Jahrhundert fest. Allerdings befreit sie nicht mehr die Arbeiterklasse, sondern betreibt Umverteilung zu Gunsten ihrer neuen Klientel, den Gutverdienenden im staatlichen und staatsnahen Sektor. Langfristig ist Etikettenschwindel allerdings kein erfolgsversprechendes Rezept. Die Zeitgeistsurfer wählen Parteien ohne den Stallgeruch längst vergangener Zeiten. Das neue Grün ist weit trendiger als das alte Rot. Unabhängig von der inhaltlichen Deckungsgleichheit.

Wir leben in Halbfreiheit

Im Gegensatz zu den Konservativen und den Sozialisten stellen Liberale nicht das Wohlergehen des Kollektivs, sondern die Freiheit des Einzelnen als Grundwert des gesellschaftlichen Zusammenlebens ins Zentrum. Dies in

der Überzeugung, dass die freie Entfaltung des Individuums Wohlstand und Fortschritt für die Gesamtgesellschaft bringt. Der Wirtschaftsliberalismus des 20. Jahrhunderts betont die freie Marktwirtschaft mit Angebot und Nachfrage, mit Wettbewerb und freier Preisbildung als die Gestaltungsprinzipien einer freien und offenen Gesellschaft.

Ambivalent ist das Verhältnis liberaler Konzepte zum Staat. Der klassische Liberalismus fokussiert sich auf die individuelle Freiheit gegenüber der staatlichen Regierungsgewalt. Gleichzeitig ist es der Verfassungsstaat mit seinen Institutionen, der die Freiheitsrechte des Einzelnen schützen soll. Die Meinungsäusserungsfreiheit, die Gewaltenteilung, eine unabhängige Justiz, die Garantie der Gleichbehandlung aller Bürgerinnen und Bürger sind Eckpfeiler einer liberalen Demokratie.

Der Siegeszug liberaler Ideen löste eine unglaubliche wirtschaftliche Entwicklung aus. Weniger erfolgreich war der Liberalismus als politische Bewegung. Mit einer Ausnahme. Die Liberalen waren die treibenden Kräfte bei

«Wer verzichtet schon freiwillig auf Macht und die damit verbundenen Privilegien?»

Bundesrat Ignazio Cassis erscheint auf Bildschirmen während der E-Delegiertenversammlung der FDP am Samstag, 31. Oktober 2020, in Luzern.



DER NEUE JEEP®

COMPASS

DER NAME IST DAS EINZIGE,
WAS SICH NICHT GEÄNDERT HAT*



JETZT MIT

0,9% LEASING

MEHR ENTDECKEN AUF WWW.JEEP.CH

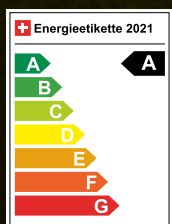
*NEUES DESIGN, NEUES INTERIEUR, NEUE TECHNOLOGIE,
NEUE SICHERHEITSSYSTEME.

Jeep®

THERE'S ONLY ONE



Jetzt mit kostenloser Mitgliedschaft im exklusiven
Jeep Wave-Programm. Entdecken Sie mehr auf www.jeep.ch



Unverbindliches Berechnungsbeispiel der FCA Capital Suisse SA, Schlieren: Jeep, Compass 4xe Plug-in-Hybrid Limited, 1,3l Turbo- und Elektromotor, 4xe, 190PS (140kW), 2,2l/100km, 16,9kWh/100km, 50g/km, Kat. A, Barzahlungspreis CHF 42490.- (inklusive 3500.- Bonus), Leasingrate pro Mt. CHF 263.-, 27,62% Sonderzahlung CHF 11.737.-, Laufzeit 36 Mte., max. Fahrleistung 10.000 km/Jahr, eff. Jahreszins 0,9%, oblig. Vollkaskoversicherung*, optionale «Comfort Plus»-Ratenversicherung** und optionale GAP-Kaufpreisschutzversicherung** nicht inbegriffen. Die Leasingvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Gültig bis Widerruf. *Motorfahrzeugversicherung CHF 105.- (Im Rahmen der oblig. Vollkaskoversicherung ist der Versicherer frei wählbar, FCA Capital Suisse SA empfiehlt die FLAT-Versicherung der Allianz Suisse Versicherungs-Gesellschaft AG, Wallisellen). **«Comfort Plus»-Ratenversicherung CHF 13.-, GAP-Kaufpreisschutzversicherung CHF 18.- (Versicherer für beide: AXA Versicherungen AG, Winterthur). Monatsrate inkl. Prämien CHF 399.-. Die erwähnten Prämien gelten für die gesamte Leasinglaufzeit und sind nur für natürliche Personen erhältlich, die eines der aufgeführten Neufahrzeuge über FCA Capital Suisse SA leasen sowie die Annahmerichtlinien und die allgemeinen Bestimmungen der Versicherer erfüllen. Die Beschreibung der Versicherungsdeckungen und sämtliche Versicherungsbedingungen sind unter folgendem Link unverbindlich abrufbar: www.fcacapital.ch/de/transparenz/versicherungen. Irrtümer und Fehler sowie Bewilligung durch FCA Capital Suisse SA vorbehalten bzw. durch Versicherer vorbehalten. **Abgebildetes Modell:** Jeep, Compass 4xe Plug-in-Hybrid 80th Anniversary, 1,3l Turbo- und Elektromotor, 4xe, 240PS (177kW), 2,2l/100km, 17,2kWh/100km, 51g/km, Kat. A, mit Sonderausstattung, CHF 52.390.-. Alle Beträge inkl. MwSt. Unverbindliche Preisempfehlungen, Preisänderungen vorbehalten. Jeep, ist eine eingetragene Marke der FCA US LLC.

Auto
Zentrum
West
9015 ST.GALLEN

DAS AUFREGENDSTE AUTOHAUS DER OSTSCHWEIZ

FINDEN SIE IHR TRAUMAUTO JETZT BEIM AUTO-ZENTRUM WEST.
PICCARDSTRASSE 1 | 9015 ST. GALLEN | TEL. 071 311 66 66 | AZ-WEST.CH

MEHR
ENTDECKEN:
JEEP-WEST.CH

der Gründung der modernen Schweiz im Jahre 1848. Seither sind sie ohne Unterbruch im Bundesrat vertreten. Bedingt durch diese enge Verflechtung mit Regierungen und Verwaltungen haben die Freisinnigen den Ausbau des Interventionsstaates an vorderster Front mitgeprägt. Heute wird gegen die Hälfte des Bruttoinlandsprodukts durch den Staat oder nach staatlichen Vorgaben ausgegeben. Für die Zukunft entscheidende Branchen wie Bildung, Gesundheit, Mobilität und Altersvorsorge sind mehr oder weniger verstaatlicht. Wir leben in Halfreiheit.

Im Vergleich zur politischen Linken reduziert sich der freisinnige Anspruch auf die Forderung nach ein ganz bisschen weniger Staat. Dies zeigen die freisinnigen Pirouetten beim CO₂-Gesetz. Aus Sicht der FDP-Präsidentin atmet dieses einen liberalen Geist. Möglicherweise gibt es vertretbare Gründe für ein CO₂-Gesetz. Wer jedoch die geplanten staatlichen Interventionen und Umverteilungsmechanismen mit liberalen Argumenten begründet, zerstört die eigenen Grundlagen. Wie die Wahlniederlagen der FDP dokumentieren, bleibt diese Haltung nicht ohne negative Folgen.

Vielfalt ist die wichtigste Ressource

Die Entstehung und Verbreitung liberaler Konzepte ist eng verbunden mit der industriellen Revolution. Heute verändert mit dem Computer ein neues Verbreitungsmedium die Welt. Gedanken werden nicht nur verbreitet, sondern vernetzt. Algorithmen ermöglichen Organisieren ohne Organisation. Raum und Zeit sind nicht mehr, was sie über Jahrhunderte waren. Dank digitaler Technologien löst sich unsere Gesellschaft immer feiner auf. Nachrichten erreichen uns in enormer Auflösung und über unzählige Quellen. Facebook bietet seinen Nutzern rund sechzig Möglichkeiten, das eigene Geschlecht zu benennen. Die Digitalisierung eröffnet ungeahnte Chancen zur Bewirtschaftung von Verschiedenheit.

Vielfalt ist die wichtigste Ressource der Wissensgesellschaft. Im Zeitalter der Digitalisierung tritt der Aspekt der Pluralität in den Vordergrund. Die von der Industriegesellschaft zur Komplexitätsbewältigung eingeforderte Einheitlichkeit, die Notwendigkeit der Normierung, der Gleichschaltung und damit der Durchschnitt verlieren an Relevanz. Der Werkzeugkasten der Industrialisierung hat ausgedient. Wir müssen uns auch in der Politik auf den Weg machen und alles Bisherige, alles scheinbar Selbstverständliche in Frage stellen. Dazu gehören unsere Institutionen und politischen Prozesse genauso wie die grundlegenden Werte unserer Gesellschaft. Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Demokratie, Souveränität, Privatsphäre und vieles mehr, was

heute als unverzichtbare Grundlage des Zusammenlebens vorausgesetzt wird, ist mit Blick auf die Konsequenzen der Digitalisierung für unsere Gesellschaft neu zu bewerten.

Mehr Vielfalt, weniger Politik

Auch liberale Konzepte müssen neu gedacht werden. Dabei hilft, dass im Gegensatz zum Konservatismus und zum Sozialismus der Liberalismus mit seiner Orientierung am Individuum und damit an der Vielfalt der Menschen über eine hohe Anschlussfähigkeit an die Vielfalt der digitalen Gesellschaft verfügt. Dies allerdings nicht im Sinne staatlich verordneter Quoten und einer nach politischen Kriterien subventionierten Diversity. Es geht auch nicht um den vielfach beschworenen Pluralismus, die Vielfalt in der Einheit, sondern um eine bedingungslose Pluralität, die Vielfalt in der Vielfalt. Es geht um einen echten Systempluralismus, der in allen Bereichen des privaten und öffentlichen Lebens eine Vielfalt an Optionen zulässt.

Zukunftsorientierte Liberale setzen sich für Lösungen und Institutionen ein, die den Bürgerinnen und Bürgern eine grosse Zahl an Auswahlmöglichkeiten zugestehen und Platz machen für Selbstorganisation und Selbstverwaltung. Die Summe der Ideen vieler schlägt die beste Lösung. Freiwilligkeit ersetzt Zwang. Dies alles hat sehr viel mit Entstaatlichung und nur wenig mit Privatisierung im klassischen Sinne zu tun. Eine glaubwürdige liberale Politik ermöglicht Systemalternativen und sorgt für politikfreie Räume. Die liberale Kurzformel der digitalen Gesellschaft heisst: «Mehr Vielfalt, weniger Politik.»

«Eine glaubwürdige liberale Politik ermöglicht Systemalternativen und sorgt für politikfreie Räume.»



The Gentle Anarchist

Kurt Weigelt, geboren 1955 in St. Gallen, studierte Rechtswissenschaften an der Universität Bern. Seine Dissertation verfasste er zu den Möglichkeiten einer staatlichen Parteienfinanzierung. Einzelhandels-Unternehmer und von 2007 bis 2018 Direktor der IHK St.Gallen-Appenzell. Für Kurt Weigelt ist die Forderung nach Entstaatlichung die Antwort auf die politischen Herausforderungen der digitalen Gesellschaft.

Weitere Kommentare von Kurt Weigelt finden Sie hier.



«Auf die Dauer fehlten mir die lauten Gitarren»

Um rein von der Musik leben zu können, ist Anna Lena Horber noch «eine leichte Depression entfernt.» Diese Einschätzung stammt von ihr selber. Wie sie zu werten ist und weshalb die gebürtige St.Gallerin nach Mallorca ausgewandert ist, sagt sie im Interview.

Interview: Marcel Baumgartner, Bilder: zVg.

Anna Lena Horber, Sie und Rico Horber bilden gemeinsam die Musikgruppe Anna Lux. Was zeichnet ihren Stil aus?

Wir nennen unseren Stil «Neue Deutsche Melancholie». Wir lieben die 80er, Synthesizer, aber auch harte Gitarren. Das alles vereinen wir mit deutschen Texten. Ein Journalist hat mal geschrieben: «Anna Lux ist, wie wenn Mia und HIM gemeinsame Sache machen.» Das passt, finde ich, ziemlich gut.

«En lange Schnuuf, das isch wichtig.»

Wir wurden musikalisch durch bestimmte Ereignisse oder Erlebnisse geprägt. Was waren Ihre?

Meine Familie war sowieso schon musikalisch. Mein Grossvater war Dirigent, spielte Geige und

Klavier in einer Tanzkapelle und sang gefühlt meine ganze Kindheit mit mir. Leider auch die Geschichte, dass ich trotz Klavierunterricht in der Grundschule auch doch Blockflöte lernen musste... Sehr traumatisch.

Wann reifte der Wunsch heran, selber Musikerin zu werden?

Ab 13 Jahren textete ich selbst Songs und wünschte mich auf die Bühne. Ich habe dann angefangen, klassische Konzerte zu geben, das war ganz cool und hat grossen Spass gemacht. Aber auf die Dauer fehlten mir die lauten Gitarren... Nach der Auswanderung hatte ich viel mehr Freiheiten. Aus diesen hat sich dann ganz natürlich unser erstes Album entwickelt.

Welche Meilensteine haben Sie bestätigt?

Der sechste Platz in den Schweizer Albumcharts mit unserem Debüt? Wenn die Menschen nach dem Tour-Konzert zu dir kommen und sagen, dass es ihnen sehr gefallen hat? Bestätigt fühle ich mich eigentlich nie. Ich kann nicht aufhören, alles doppelt und dreifach zu hinterfragen und denke immer, dass



es noch viel besser und mehr geht. Eine anstrengende Kopfkrankheit.

Auf Ihrem Blog schreiben Sie, dass Sie noch nicht von der Musik leben können. Sie seien davon noch eine leichte Depression entfernt. Wie darf man diese Aussage deuten?

Na ja, Depressionen sind ja nicht wirklich berechenbar. Sie kommen und sie gehen vielleicht wieder, aber wann? Das weiss ich bis jetzt noch nicht, vielleicht stecke ich mittendrin oder sie kommt erst noch. Es ist eine Achterbahnfahrt. Immer. Es geht darum, seine kompletten Entscheidungen anzuzweifeln, warum hat das nicht so geklappt, wie man sich das vorgestellt hat? Warum klappt das, wo man sich weniger einen Kopf drum gemacht hat, besser? Warum reagieren die Leute gerade da drauf? Man kann dieses Business nicht berechnen. Ich sage immer, wenn man eine gute Malerin ist, wird man irgendwann damit Geld verdienen. Aber hier ist das eben nicht so. Es gibt keine Erfolgsformel. Das ist zuweilen sehr anstrengend.

Ist man mitunter versucht, sich dem Mainstream zu nähern, damit sich ein grosser Erfolg einstellt?

Davon sehe ich ab. Mainstream, denken sich viele, könnte ja so einfach sein. Ist es aber nicht, die Konkurrenz ist immens und sehr talentiert. Wobei ich das im Musikbusiness herrschende Konkurrenzdenken nicht mag. Hier ist das anders als zum Beispiel im Schauspielgeschäft. Ich habe das selbst erlebt und konnte nicht glauben, wie kollegial das Ganze unter Schauspielern ist.

Was ist wichtiger bei Ihrer täglichen Arbeit, Hartnäckigkeit oder Ausgeglichenheit?

Das mit der Ausgeglichenheit habe ich schon vor vielen Jahren aufgegeben. Meine Familie kann ein Lied davon singen, und ich bin sehr froh, haben sie mich noch nicht auf eine einsame Insel verbannt. Vielleicht liegt es an meinem Charme oder ich koche einfach zu gut, wer weiss... (lacht)

Wichtig ist es, hartnäckig und kontinuierlich zu sein. Es gibt viele Künstler, die nicht unbedingt herausragend sind, aber beständig guten Content liefert und sich so etabliert haben. «En lange Schnuuf, das isch wichtig.»

Aufgewachsen sind Sie in St.Gallen. Wann und wieso haben Sie der Heimat den Rücken gekehrt?

Wir haben vor fünf Jahren beschlossen, unsere Habseligkeiten in einen Container zu packen und nach Mallorca zu verschiffen. Warum? Wir sind einem Impuls gefolgt. Wir hatten gerade unsere Musikschule in der Schweiz verkauft und waren frei zu tun, was uns in den Sinn kam. Nach einem Urlaub auf Mallorca war es um uns geschehen. Sehr



Anna Lena Horber:
«Blockflöten-Unterricht.
Sehr traumatisch.»

kopfflos, aber für den Moment sehr richtig, und wir haben diesen Schritt bis anhin auch nie bereut.

Was bietet einem Mallorca, was die Schweiz nicht bieten kann?

Auf jeden Fall etwas besseres Wetter. Wer sagt, das Wetter schlage nicht aufs Gemüt, der lügt. Mehr Gelassenheit, weniger Hektik, viele gut gelaunte Menschen. Der Stress, den ich zuvor an der Migros-Kasse hatte, weil ich mich nicht getraute, die letzten Rappen raus zu kramen wegen der Schlange hinter mir, hat sich in einen Plausch mit der Kassiererin und eine entspannte spanische Gefolgschaft verwandelt.

Wie schafft man es als Musikerin, sich an einem neuen Ort zu etablieren, sich einen Namen zu machen?

Das ist hier auf Mallorca tatsächlich nicht so ein Ding. Jeder kennt jeden, und alle unterstützen sich bei musikalischen Projekten. Es ist sehr überschaubar und freundschaftlich. Aber eigentlich ist das hier ja nicht meine Hauptbühne. Die meisten Musikerjobs hier bestehen aus Hoteljobs, das wäre glaube ich nichts für mich. Aber wer weiss...

«Wer sagt, das Wetter schlage nicht aufs Gemüt, der lügt.»

Ist die Rückkehr für Sie ein Thema?

Für Urlaub und Skifahren ja, auf jeden Fall. Bisher kam die Rückkehrer-Idee aber nicht aufs Tapet. Wir sind sehr angekommen hier, haben unseren Freundeskreis, die Kinder sind verankert. Klar fehlen Familie und engste Freunde. Aber ich denke auch, dass Mallorca deshalb Beliebtheit bei Auswanderern geniesst, weil diese Insel nebst ihrer Schönheit auch sehr gut erreichbar ist. Es ist nicht Miami, Bali oder Neuseeland. Als wir früher meine Grosseltern in Deutschland besuchten, fuhren wir auch vier Stunden. Jetzt ist es ähnlich, einfach per Flugzeug.

«Eigentlich passt mir die Welt immer noch nicht»

Theaterspielen in Mailand, Sozialarbeit in Paris, Hausfrau im Tessin. Die quirlige Ostschweizer Clown-Komödiantin Gardi Hutter (68) aus Altstätten SG erfreut das Publikum zwischen Vaduz und Moskau, Konstanz und Stockholm als «Die tapfere Hanna», die ihre dreckige Wäsche wäscht. Seit 1981 kreierte sie neun abendfüllende Theaterstücke, ein Zirkusprogramm, drei Musicals und erhielt 18 Kunstpreise. Jetzt ist mit «Trotz allem. Gardi Hutter» die erste umfassende Biografie über ihr Leben erschienen.

Text: Urs Oskar Keller, Bilder: Keystone/Karl-Heinz Hug

Mit Fremdsprachen, Stenografie und Buchhaltung hat sich die St.Galler Handelsschulabsolventin stets bestens ausgekannt. Doch davon hatte sie rasch genug, und zwar gründlich. Die vorprogrammierte Chefsekretärin-Karriere fiel aus. «Ich habe das Handelsdiplom gemacht, damit ich wenigstens einen Abschluss hatte.» Als

17jährige engagierte sie sich bereits beim «Roten Gallus», einer alternativen Zeitung von Lehrlingen und Studenten aus linken, gewerkschaftsnahen Kreisen St.Gallens. Das Blatt wurde damals zeitweise zensiert (wegen Anti-Kriegs-Gedichten von Wolfgang Borchert usw.), erinnert sich die heute 68jährige

Künstlerin. «Ich war immer sehr aufmüßig. Mir hat einfach die ganze Welt nicht gepasst. Eigentlich passt sie mir immer noch nicht. Nur: Heute habe ich ein Sprachrohr gefunden, wo es mir wohl dabei ist und ich auch persönlich auf meine Rechnung komme.»

Erste Jahre seien «schaurig schwierig gsi»

Nach dem Handelsdiplom, gerade 19 Jahre jung, verliess sie 1972 fluchtartig die Schweiz. Ein Jahr hielt sie es in Paris aus, machte in den Arabervierteln ein Sozialpraktikum in Kulturklubs und Freizeitheimen. «Dort merkte ich, dass ich wohl sinnvolle Arbeit leiste, aber ich

Gardi Hutter kehrt am 8. August 1991 an der Frauensession im Nationalratssaal mit dem Besen.



konnte an der Situation nichts ändern.» Die Quartiere existieren immer noch. Es herrscht noch mehr Kriminalität, Gewalt, Arbeitslosigkeit und Prostitution. Gardi Hutter entschied sich für ein Theaterpädagogik-Studium. «Ich dachte, ich könnte damit sinnvollere Sozialarbeit machen.»

Gardi Hutter hat ihren zweiten Beruf von der Pike auf gelernt: Drei Jahre lang besuchte sie die Schauspielakademie in Zürich (heute ZHdK, Hochschule der Künste). Es folgten diverse Theaterengagements. 1978, als 25jährige, dann ein weiterer Sprung ins Ausland. Sie reist für einen Clownerie- und Akrobatikkurs nach

Rom und will einem lang gehegten und nie ganz verschwundenen Wunsch nachgehen – Clown zu werden. Die ersten drei Jahre in Italien seien «schaurig schwierig gsi».

Die erste Clown-Komödiantin

Als Mitglied der italienischen Truppe «Teatro Ingenuo» hat sie bald die Chance und das Glück, dass Altmeister mit ihr arbeiten. Dort lernte sie auch ihren Mann Ferruccio Cainero kennen, der bei ihren Produktionen auch mal Regie führt (inzwischen sind sie geschieden). Koryphäen wie Mario Gonzales von Ariane Mnouchkines «Théâtre du Soleil» in

«Das Clown-Theater ist für mich auch eine politische Arbeit.»





Design, Handwerk und Herzblut.

Das sind die
Zutaten, die unsere
Küchen einzigartig
machen. Sprechen
Sie mit uns über Ihre
Traumküche.

B A U M A N N
Der Küchenmacher



Baumann AG Der Küchenmacher
St. Leonhardstrasse 78,
9000 St. Gallen, 071 222 61 11
www.kuechenbau.ch



Überall in der
Ostschweiz
eine sichere
Partnerschaft im
Hoch- und Tiefbau

www.stutzag.ch

DEIN SCHÜGA.

Regina
Braumeisterin



Wir nehmen uns Zeit für unser Bier.

schuetzengarten.ch



Portrait der Schweizer Clownin Gardi Hutter, aufgenommen 2000.
© KEYSTONE/Ayse Yavas

Einblicke

Was beinhaltet die Biografie «Trotz allem. Gardi Hutter»? Lesen Sie hier mehr darüber.



der früheren Munitionsfabrik in Vincennes bei Paris und Nanni Colombaioni, bekannt durch Federicos Fellinis Film «I Clowns», gehören dazu. Hier wurden die Fundamente für die späteren Clownfiguren gelegt. Solche Figuren waren, mit wenigen Ausnahmen, in der Vergangenheit von Männern besetzt. Karandache, Grock, Rivel, Rhum, Porto, Oleg Popov und wie sie alle heissen. Der dumme August à la Annie Fratellini oder die naive Gelsomina (Giulietta Masina) in Fellinis Meisterwerk «La Strada» (1954) kommen einem noch in den Sinn. Gardi ist eben Gardi, die wohl erste Clown-Komödiantin der Schweiz.

Irgendwann zwischen Kaffee und der später stattfindenden Beleuchtungsprobe am Stadttheater Konstanz legte Gardi Hutter für den Porträtisten vor vielen Jahren fest: «Vieles, was ich mache, ist im Grunde genommen eine Opposition zu allem, was ich im Leben, in meiner Jugend gehabt habe.» Und mir wird wieder einmal bewusst: Um den Menschen, über den man schreibt, zu verstehen, muss man sich in ihre Haut hineindenken, sich vorstellen, wie man sich selbst ihrer Lage befände.

Gardi Hutter hat den Schalk im Nacken und ist Provokateurin und Menschenfreundin zugleich.

Unterhalten und aufklären

Gardi, am 5. März 1953 in Altstätten im St.Galler Rheintal geboren, ist in «relativ geistig-engen» Verhältnissen aufgewachsen. Mit Stichwörtern wie «gutbürgerlich», «katholisch», «schaffen», «Pflicht» und «sauber bleiben» assoziiert sie ihre Jugend. Als Kind hatte sie viele Berufsziele. Vorerst wurde Gardi in ein katholisches Mädcheninstitut nach Rorschach am Bodensee verfrachtet. «Ich war zuhause als Mädchen erzogen worden, das irgendwann heiraten würde. Der Beruf war darum nicht so wichtig.» Ihre Vergangenheit im Rheintal hat sie längst verarbeitet. Noch Berührungspunkte? «Nein, Altstätten interessiert mich einfach nicht, es ist ein abgeschlossenes Kapitel. Meine Familie besuche ich dort bei Gelegenheit.» 1996 erhielt sie «St.Galler Kulturpreis».

Gardi, die zwei erwachsene Kinder hat, lebt seit Dekaden im Dorf Arzo in der Gemeinde Mendrisio (Tessin).

Starke Liebe zum Clownesken

Küss die Hand, Harlekin – oder: das Coming-out einer starken Liebe zum Clownesken. Gardi Hutter, harlekinisch. Kann Gardi, die berufsmässige Unterhalterin und Gehirnanstifterin, heute mehr bewegen als früher? «Ich glaube schon. Ich erreiche durch meine Stücke jetzt mehr Menschen, als wenn ich in einer Zeitschrift über die Not in der sogenannten Dritten Welt schreibe. Die Leute haben offene Ohren, weil ich sie auch noch unterhalte. Das Clown-Theater ist für mich auch eine politische Arbeit, einfach auf einer anderen Ebene, und viel lustvoller.»

In ihrem Erfolgsstück «Die tapfere Hanna», die Wäscherin Hanna und ihr Kampf mit den Tücken des Lebens, macht sie sich einen Reim auf die Welt: Bei Hanna geht es um eine komische Frauenfigur, die eine Heldin werden will, aber meint, sie müsse zuerst zum Mann werden, zum richtigen Helden. Aber kleine Leute haben es schwer, aus dem Schatten zu treten... und Hanna geht «heroisch» in ihrem Waschbecken unter. Da geht es nicht um die akkuraten Sitten um den Waschplan in einem helvetischen Wohnblock. Ihr 70-Minuten-Stück, das sie seit 40 Jahren spielt, sprüht von humorvollem, gescheitem Klamauk voller Fantasie. Hannas einziger Lichtblick ist das Buch über die Heldentaten von Jeanne d'Arc, der sagenhaften Jungfrau von Orléans, das zuletzt noch in den Riesenwäschezuber fällt, und sie später hintennach... Feine Charakter-Pantomime, Temperament und viel Poesie. Gardi Hutter hat den Schalk im Nacken und ist Provokateurin und Menschenfreundin zugleich. Eine kluge Handlungsführung, schlagender Witz, glänzende Selbstdarstellerin: Gardi Hutter ist in «Die tapfere Hanna» vortrefflich.

Theater ein Liebesakt?

«Small is beautiful» war mal eine populäre These in den 1980er-Jahren. Sollte heissen: Je weniger er hat, um so freier und glücklicher ist der Mensch. Auch für Gardi Hutter: «Ich arbeite mit einem Minimum an Requisiten. Ich bin für armes Theater.» Fazit: Das Wenigste ist das Beste, kein erkennbares Chichi oder Brimborium.

Ob sie wohl Giorgio Strehlers Meinung (einst gefeierter Regisseur des renommierten «Piccolo Teatro di Milano») teilt, der behauptet: «Teatro è sempre un atto d'amore» – Theater ist immer ein Liebesakt?

«Eine Diagnose
ist nie die absolute
Wahrheit»



«Der gehört nach Wil» oder «Da hilft nur no s gääl Wägeli» waren zumindest bis zur Jahrtausendwende noch gängige Ausdrücke, um eine Person als verrückt oder geisteskrank zu bezeichnen. In den vergangenen Jahren hat jedoch eine Entstigmatisierung der Psychiatrie stattgefunden. Worauf dies zurückzuführen ist, erklärt Thomas Maier, Chefarzt Erwachsenenpsychiatrie der Psychiatrie St.Gallen Nord in Wil.

Interview: Marcel Baumgartner

Bilder: KEYSTONE/PICTURE ALLIANCE /zVg.



Jack Nicholson spielt einen «Verrückten». Szene aus dem Film «Einer flog über das Kuckucksnest» aus dem Jahr 1975.

Thomas Maier, wofür benützen Sie im täglichen Gebrauch hin und wieder das Wort «verrückt»?

Das ist ein Begriff der Umgangssprache, den ich – wie andere auch – für etwas «Aussergewöhnliches», etwas «Unglaubliches» oder «Abwegiges» verwende. Im fachlichen Kontext oder auch im Gespräch mit Patienten würde ich den Begriff hingegen eher nicht verwenden, vor allem nicht, wenn ich einen Krankheitszustand erklären möchte.

Früher wurde das Wort hingegen sehr häufig im Zusammenhang mit einer geistigen Erkrankung verwendet – oder einfach, wenn eine Person nicht der Norm entsprach. Wann hat in diesem Zusammenhang in der breiten Bevölkerung ein Umdenken stattgefunden?

Psychische Krankheiten sind – übrigens genau wie körperliche Krankheiten – vom Gesundsein nicht durch eine scharfe Grenze abgetrennt. Es gibt für alle Symptome einen fließenden Übergang zwischen normal/gesund und krankhaft. Auch machen ein oder zwei Symptome noch keine Krankheit, erst die Kombination von mehreren Symptomen, die über einen gewissen Zeitraum anhalten und einen gewissen Schweregrad übersteigen, rechtfertigen die Zuordnung zu einer Diagnose. Alle Krankheiten – auch körperliche – sind also durch Konventionen festgelegte Konzepte.

«Die Medizin verspricht als Wissenschaft, Klarheit und Sicherheit. Aber das ist ein Irrtum.»

Können Sie das an einem Beispiel erläutern?

Ja, nehmen Sie zum Beispiel Bluthochdruck, Migräne oder Glutenunverträglichkeit. Sind das Krankheiten? Gab es die früher auch schon? Wodurch unterscheiden sich solche Gesundheitsprobleme von Diagnosen wie Soziale Phobie, ADHS oder prämenstruelles Syndrom? Je nach Blickwinkel, persönlicher Betroffenheit oder auch aufgrund ökonomischer Interessen werden bestimmte Normabweichungen unterschiedlich interpretiert: Als Zufallsbefund, als Normabweichung ohne Krankheitswert oder als Krankheit. Die Frage, was als gesund und was als krank gilt, war immer auch eine gesellschaftliche Frage und nicht reine Wissenschaft.

Dennoch hat ein gewisser Wandel doch aber stattgefunden?

Die Bereitschaft, Normabweichungen mit medizinischen oder psychiatrischen Begriffen zu charakterisieren, ist sicher in den letzten Jahrzehnten deutlich gestiegen. Das hat nicht zuletzt mit der Attraktivität und der Leistungsfähigkeit des modernen Gesundheitswesens zu tun, das eines der einflussreichsten sozialen Systeme ist. Eine Diagnose zu bekommen und Behandlungen in Anspruch nehmen zu können, ist heute niemandem mehr

unangenehm oder peinlich. Im Gegenteil: Es verschafft Zugang zu einer Reihe von sozialen, ökonomischen und emotionalen Ressourcen.

Im Zusammenhang mit psychischen Erkrankungen wird heute um ein Vielfaches differenzierter geforscht und therapiert. Welche «Meilensteine» in der Geschichte der Therapie führten zu diesem breiteren Fächer?

Der wesentliche Schritt war, dass die Gesellschaft heute einen breiteren Krankheitsbegriff akzeptiert und Leidenszustände wie Depression, Angst, chronische Schmerzen, Suchterkrankungen, posttraumatische Belastungsstörungen oder emotional-instabile Persönlichkeitsstörungen als wichtige, häufige psychische Krankheiten anerkennt. Diese Erkrankungen betreffen zusammengenommen bis zu einem Fünftel oder mehr der Bevölkerung

und führen auch zu erheblichen sozio-ökonomischen Folgekosten. Als Hauptinstrument der Behandlung – das ist die zweite wichtige Entwicklung der letzten 50 Jahre – hat sich gerade für die genannten wichtigen Krankheitsbilder die Psychotherapie etabliert und durchgesetzt. Vor allem die erwähnten Erkrankungen sind mit heutigen psychotherapeutischen Verfahren sehr gut und nachhaltig behandelbar. Leider werden diese Therapien

immer noch sehr schlecht abgegolten und stehen daher nicht in ausreichendem Mass zur Verfügung. Die ungenügende Finanzierung psychiatrischer, vor allem psychotherapeutischer Behandlungen kann als Ausdruck einer immer noch vorhandenen Stigmatisierung psychischer Krankheiten gesehen werden.

Kann man beziffern, wie viele unterschiedliche Diagnosen es in diesem Bereich inzwischen gibt?

Die diagnostischen Hauptgruppen haben sich seit 1980 nicht verändert. Man hat in den Unterkategorien aber immer feinere Unterscheidungen in Untergruppen und Subtypen vorgenommen und so scheinbar die Anzahl verschiedener Krankheiten vergrößert. Dabei spielen heute auch molekularbiologische oder genetische Parameter eine Rolle. Aber man darf nicht vergessen: Krankheiten gibt es nicht losgelöst vom einzelnen Menschen als Träger dieser Krankheiten, das heisst Krankheiten sind keine «natürlichen Arten». Sie sind vielmehr individueller Ausdruck von Abweichungen auf der Ebene verschiedener beobachtbarer Parameter. Man kann die Beschreibung solcher Abweichungen beliebig weiter ausdifferenzieren und zusätzliche Untergruppen von Diagnosen definieren, letztlich hinunter bis auf die einzelnen Individuen. Für die Therapie spielt es in manchen Fällen eine Rolle, welchem Subtyp die Krankheit dieses Patienten zugeordnet werden kann – zum Beispiel weil dafür eine spezifische Therapie existiert –, in anderen Fällen ist es nicht

relevant. So oder so ist die Therapie immer ein individualisierter Vorgang, bei dem statistisches Wissen und evidenzbasierte Erkenntnisse auf die Situation einer konkreten Person adaptiert werden.

Macht es diese klare Zuteilung einer erkrankten Person in der Regel einfacher, eine Diagnose zu ertragen?

Menschen, die unter gesundheitlichen Einschränkungen leiden, haben immer ein Erklärungsbedürfnis. Sie wollen wissen: Was ist es? Wie heisst das? Haben das andere auch? Woher kommt es? Warum habe ich das? Wie kann man es behandeln? Für alle diese Fragen hilft es, wenn man eine Diagnose hat. Aber eine Diagnose ist nie die absolute Wahrheit, sondern immer nur eine vorläufige Annäherung an eine unendlich komplexe Realität. Die Medizin verspricht als Wissenschaft, Klarheit und Sicherheit. Aber das ist ein Irrtum. Die Medizin benützt zwar Methoden der Wissenschaft, ist aber kein in sich geschlossenes und kohärentes System. Medizin ist Pragmatik, also praktische Anwendung von gesammeltem Erfahrungswissen und misst sich ausschliesslich am Resultat. Erst in der konkreten Behandlung eines einzelnen Menschen beweist sich, ob eine Idee richtig ist. Wenn es wirkt, ist es richtig; wenn nicht, nützt die schönste Theorie nichts.

Wir haben bereits vom breiten Spektrum gesprochen. Welches sind denn aber grundsätzlich die am häufigsten auftretenden psychischen Erkrankungen?

Man kann sich das so vorstellen: Am häufigsten leiden Menschen unter emotionalen Problemen, das heisst sie haben Angst, fühlen sich unsicher, einsam, bedroht, gekränkt, entwertet, missachtet, missverstanden, ausgestossen, ausgeschlossen, vernachlässigt. Nicht wenige wurden auch körperlich misshandelt, geschlagen, mussten hungern, litten Schmerzen. Alle diese Gefühle und Erfahrungen liegen den Zuständen zugrunde, die wir dann mit Diagnosen bezeichnen wie Depression, Angststörungen, somatoforme Schmerzstörungen, posttraumatische Belastungsstörungen, emotional-instabile Persönlichkeitsstörungen. Das sind deshalb die häufigsten psychischen Krankheiten. Generell kann man sagen: Im Dreieck Depression – Angst – Schmerz lässt sich ein grosser Teil der psychischen Krankheiten einordnen. Daneben gibt es aber noch weitere wichtige psychische Erkrankungen wie zum Beispiel die grosse Gruppe der Suchterkrankungen, die bipolare Störung, Zwangsstörungen, Essstörungen, Schizophrenie und nicht zuletzt auch noch die grosse Gruppe der demenziellen Erkrankungen.

Sind in jüngster Vergangenheit gewisse Häufungen von bestimmten Erkrankungen hinzugekommen?

Nein. Es gibt keine Hinweise, dass bestimmte der genannten psychischen Krankheiten zunehmen –

«Als Hauptinstrument der Behandlung hat sich gerade für die genannten wichtigen Krankheitsbilder die Psychotherapie etabliert und durchgesetzt.»

abgesehen von den demenziellen Erkrankungen, die aber vor allem aus demographischen Gründen zunehmen, das heisst weil es mehr ältere Menschen gibt.

Was sich hingegen sehr wohl verändert, ist das Hilfesuchverhalten und der Anteil an erkannten und diagnostizierten Erkrankungen. Heute nimmt ein wesentlich grösserer Teil der Menschen mit psychischen Krankheiten professionelle Hilfe in Anspruch. Krankheiten werden öfter erkannt, diagnostiziert, in Behandlung überwiesen, und die Betroffenen nehmen die Hilfe auch tatsächlich in Anspruch. Das ist nicht zuletzt die Folge der geringeren Stigmatisierung und des verbreiteten Wissens über psychischen Erkrankungen. Auch Betroffene selbst erkennen heute viel öfter als früher, dass ihr Leiden Ausdruck einer psychischen Krankheit sein könnte und dass eine Behandlung möglich wäre. Heute hört und liest man zum Beispiel viel über Erkrankungen wie ADHS, Trauma oder Autismus. Als Folge davon kommen mehr Menschen mit entsprechenden Symptomen zu Abklärungen und diese Diagnosen werden öfter gestellt. Es gibt aber keine Belege dafür, dass diese Erkrankungen tatsächlich häufiger geworden sind.

Welche Faktoren können eine psychische Störung hervorrufen oder sie verstärken?

Wie vorher schon erwähnt, sind Vernachlässigung, emotionale Kälte, unsichere Bindungen, Stress, Gewalt, Armut, Not, Ausgeschlossenensein wichtige Faktoren, die das Entstehen von psychischen Erkrankungen begünstigen, insbesondere dann, wenn sie in früheren Entwicklungsstadien auf einen Menschen einwirken. Es gibt auch genetische, also vererbte Faktoren, die vor allem bei Krankheiten wie zum Beispiel bipolare Störung oder Schizophrenie eine wichtige Rolle spielen. Über das Ganze gesehen sind psychische Krankheiten immer die Folge mehrerer Faktoren aus dem biologischen, sozialen und psychologischen Kontext einer Person. Die Fachleute sprechen von multifaktoriellen Ursachen oder vom bio-psycho-sozialen Modell. Je nach Erkrankung und individueller Situation stehen manchmal mehr äusserliche Faktoren, manchmal mehr innere Faktoren im Vordergrund. So oder so beziehen sich Behandlungen immer auf alle drei der genannten Ebenen: Biologie, soziales Umfeld und psychologische Situation.

Welche Behandlungsmethoden werden im Allgemeinen eingesetzt? Oder kann auch dies heute nicht mehr so pauschal sagen?

Die Behandlungsmethoden zielen stets auf die drei relevanten Ebenen ab: Biologie (zum Beispiel Medikamente), Psychologie und soziales Umfeld (Psychotherapie). Bezüglich Wirksamkeit und Nachhaltigkeit gehören Psychotherapien zu den wirksamsten Behandlungsmethoden in der gesamten

Chefarzt Thomas Maier:

«Nach wie vor besteht eine Hemmschwelle.»



Medizin. Psychotherapie umfasst heute ein breites Spektrum, das nicht nur Einzel- und Gruppensitzungen beinhaltet, sondern auch körperbezogene Verfahren, Entspannung, Bewegung, Sport, Tanz, soziale Unterstützung, aber auch störungsspezifische Techniken für bestimmte Krankheitsbilder und Symptome. Medikamentöse Unterstützung kann in vielen Fällen die psychotherapeutischen Effekte unterstützen und beschleunigen.

Steht am Anfang jedes Heilungsprozesses im Grundsatz die Selbsterkenntnis des Patienten?

Eine psychische Krankheit bedeutet immer eine Herausforderung des Menschen in den Fundamenten seiner Persönlichkeit. Bei psychischen Krankheiten wird viel deutlicher als bei körperlichen Krankheiten, dass der Mensch als Ganzes betroffen ist. Die Therapie führt daher die Menschen zwangsläufig zu tieferen Schichten der Lebensgeschichte und der inneren Welt. Das kann man als Prozess der Selbsterkenntnis auffassen, und es wäre sicher nicht das Schlechteste, was man über psychische Krankheiten sagen könnte: Dass sie einen Menschen zu tieferer Selbsterkenntnis führen können.

«Im Dreieck Depression – Angst – Schmerz lässt sich ein grosser Teil der psychischen Krankheiten einordnen.»

Man geht heute offener mit psychischen Erkrankungen um. Besteht für die meisten Patienten aber dennoch eine grosse Hemmschwelle, bevor Sie sich in Ihre Hände begeben?

Nach wie vor besteht eine solche Hemmschwelle. Im Vergleich zu körperlichen Krankheiten sind psychische Krankheiten noch immer negativer besetzt, lösen bei Freunden und Angehörigen mehr Unsicherheit aus und können Ablehnung zur Folge haben. Wenn Sie bei einem Vorstellungsgespräch sagen, dass Sie an einer psychischen Krankheit gelitten haben, werden Sie auch heute noch in den meisten Fällen den Job nicht bekommen.

Geschichten, die unter die Haut gehen



Ihre eigenen Tattoos zeigen, was sie im Leben bewegt hat. Dazu dürfte auch der Schritt in die Selbständigkeit gehören. Diesen wagte Jenny Bösch (*1988) vor drei Jahren. Ein Gespräch über Konkurrenzdenken, «verrückte» Kunden und verlängerte Ferien.

Interview: Marcel Baumgartner, Bild: zVg.

Jenny Bösch, es ist nun etwas mehr als drei Jahre her, seit Sie in der Wiler Altstadt Ihr eigenes Tattoo-Studio mit dem Namen «Oh Yes Tattoo Atelier» eröffnet haben...

Du darfst mich gerne duzen, ich mag es locker und persönlich und gehöre ja zu den Jungunternehmerinnen...

Gerne. Hast Du den Schritt in die Selbständigkeit in dieser Zeit schon einmal bereut?

Im Januar konnte ich auf drei Jahre in meinem eigenen Atelier zurückblicken – und ich bereue keine Sekunde. Es war für mich die beste Entscheidung und ich könnte es mir auch gar nicht mehr anders vorstellen.

«Vor allem Frauen vertrauen sehr auf mein ästhetisches Auge.»

Was gab für Dich damals den Ausschlag, ein eigenes Atelier zu gründen?

Tätowiererin bin ich nun bereits seit elf Jahren. Ich war acht Jahre lang dem Tattoo-Studio loyal, in dem ich das Handwerk erlernen durfte. Eine lange Zeit für einen Tattoo-Künstler am gleichen Ort... Es war an der Zeit, das Nest zu verlassen und die Flügel auszuspannen. Dass ich mich selbständig mache und ein eigenes Atelier gründe, war nicht von Anfang an der Plan. Als ich jedoch gesehen habe, dass in der Wiler

Altstadt ein kleiner Laden frei ist, habe ich mich sofort verliebt. Man soll bekanntlich auf sein Herz hören, und das hat mir laut gesagt: «Tu es! Wenn nicht jetzt, wann dann?»

Es gibt ja gerade in dieser Region einige Anbieterinnen und Anbieter in diesem Bereich. Ist der Markt wirklich gross genug für alle?

Ja, der Markt ist gross genug. Mit vielen Künstlern, die ebenfalls ihre eigenen Tattoo-Studios führen, habe ich früher zusammengearbeitet. Es ist schön, Freunde zu haben, die der gleichen Passion nachgehen. Das ist für mich persönlich eine grosse Bereicherung. Da ich manchmal auch Anfragen für Tattoowünsche erhalte, die nicht in meinem Stil entsprechen, leite ich die Kunden an den jeweiligen Künstlerkollegen weiter. Die Kunden sind dabei sehr dankbar, da sie manchmal selbst nicht wissen, wo sie mit ihrer Idee am besten aufgehoben sind.

Ist der Trend, sich tätowieren zu lassen, nach wie vor ungebrochen oder flacht die Kurve ab?

Meiner Ansicht nach hat der Wunsch, sich zu tätowieren, eher zugenommen. Die vergangenen zehn Jahre hat sich viel verändert. Unter anderem können sich Künstler mit den Social-Media-Plattformen besser präsentieren und auch zeigen, was überhaupt alles möglich ist.

Mit welcher Art der Dienstleistung kann man sich ein möglichst grosses Stück vom Kuchen abschneiden? Wodurch kann man sich von der Konkurrenz abheben?

Diese Frage zu beantworten ist nicht leicht, da ich kein Konkurrenzdenken habe. Für mich sind die Tätowierer in meiner Umgebung Kollegen – und dabei ist auch jeder Tätowierer in seinen Stil individuell. Ich bin meinen Kunden gegenüber immer so, wie ich selbst auch gerne

behandelt werden möchte: höflich, offen und locker, aber auch ehrlich, wenn eine Idee meiner Meinung nach nicht in dieser Form zur Körperstelle passen würde. Vor allem Frauen vertrauen da sehr auf mein ästhetisches Auge. In erster Linie möchte ich mit meinen Tattoos begeistern, nicht mit irgendwelchen Rabatt- oder Sonderangeboten. So etwas gehört für mich nicht in diesen Künstlerberuf.

Welche Bedeutung haben für Dich Deine eigenen Tattoos?

Sie erzählen, was mein Leben bewegt, was mir Freude macht und was mich zu dem gemacht hat, was ich heute bin.

Gib es keines, auf das Du inzwischen lieber verzichten würdest?

Tattoos sind für immer – und das bleiben sie bei mir auch. Ich habe es mir immer vorher gut überlegt, nicht erst im Nachhinein.

Was war bisher das verrückteste Tattoo, das Du einer Kundin oder einem Kunden gestochen hast?

Phu..., da gibt es in den elf Jahren schon ein paar. Aber da waren nicht immer die Tattoos

verrückt, sondern auf eine gute Art und Weise auch die Menschen dahinter. Das liebe ich so an meinem Job, die verschiedenen Persönlichkeiten mit den Geschichten, die ich schon erlebt habe – da könnte man ein Buch darüber schreiben.

Die vergangenen Monate dürften auch Dein Business hart getroffen haben. Konntest Du überhaupt noch Aufträge ausführen?

Hart getroffen hat es mich zum Glück nicht. Im Vergleich zu anderen Branchen hatte ich einfach etwas «längere Ferien». Ich habe nach den Lockerungen etwas mehr gearbeitet als sonst, da um so mehr Anfragen auf mich zukamen. Die verlorene Zeit konnte ich daher gut kompensieren, wofür ich sehr dankbar bin.

Hoffst Du auch jetzt wieder auf einen «Grossandrang»?

Ich freue mich darüber, dass ich schon bald bis Ende Jahr ausgebucht bin. Den Grossandrang wünsche ich allen anderen, die ihre Geschäfte schliessen mussten und während Monaten nicht arbeiten durften.

«In erster Linie möchte ich mit meinen Tattoos begeistern, nicht mit irgendwelchen Rabatt- oder Sonderangeboten.»

Anzeige

Brauerei Locher

«Dies ist das Fitnessgerät der Zukunft»

Hüpfen wir uns bald alle fit? Mit «Aerower Jumble» hat ein neuer Fitness-Trend die Schweiz erreicht. Was es zum Training braucht, ist ein spezieller Schuhe mit Federvorrichtung. Bloss eine verrückte Idee oder steckt da mehr dahinter? Trainerin Odett Taragos (*1983) im Interview.

Interview: Marcel Baumgartner, Bild: zVg.

Trainerin
Odett Taragos.



Eine Gruppe von Leuten, die zusammen munter durch den Fitnessbereich hüpfen. «Aerower Jumble» klingt verrückt. Woher kommt die Trainings-Methode ursprünglich?

Die Trainings-Methode kommt ursprünglich von Adam Hornyak, ein ehemaliger Ungarischer Fitness-Trainer, der die Aerobic Steps mit den Rebound System kombiniert hat. Er war der Erste, der die Rebound-Schuhe als Fitnessgerät benützt hat. Sein Erfolg blieb nicht aus.

Wie läuft ein Training in der Regel ab? Es dürften hier ja wohl nicht unzählige verschiedene Abläufe möglich sein, oder irre ich mich da?

Im Prinzip ist das «Aerower Jumble»-Training wie auch andere Trainings aufgebaut, zuerst kommt die Aufwärmung, dann kommen die Grundlagen, dann die Choreographie Step by Step und letztlich dann das Stretching. Die Choreographie ist jedes Mal anders, es gibt nie die gleiche.

Welche Bereiche des Körpers werden in erster Linie gestärkt?

In den Trainings wird der ganze Körper bewegt und gestärkt, wobei durch die Vorteile des Rebound Systems die Muskeln und Gelenke geschont werden, da der Aufprall um 80 Prozent reduziert wird. Das ist ein riesiger Vorsprung in der Welt des Sports, da wir alle wissen, wie sehr ein intensives Training die Gelenke in Anspruch nimmt.

Wie sind Sie selbst auf diesen Sport aufmerksam geworden?

Ich war schon Aerobic- und Spinning-Trainerin, als ich das erste Mal das Rebound System gesehen habe. Ich war damals sehr skeptisch. Meine ersten

Gedanken waren, dass es wieder nur ein kurzer Trend ist, etwas Neues, das nach ein paar Monaten von der Fläche verschwinden wird. Zum Glück habe ich die Schuhe ausprobiert. Das erste Mal war ich noch sehr vorsichtig beim Jumpen, mir fehlte die Stabilität. Ab der zweiten Nutzung war alles sehr vertraut, also habe ich mich sofort für eine Ausbildung angemeldet. Das ist jetzt schon zwölf Jahre her...

Erhielten Sie aus Ihrem Umfeld anfangs auch eher komische Reaktionen?

Ja, selbstverständlich. Vor zwölf Jahren war das Rebound System in meiner Umgebung noch nicht bekannt, jeder wollte aber wissen, was das ist und wie man damit trainiert. Nach den ersten Begegnungen haben sich sehr viele für die Schuhe entschieden und benützen diese inzwischen regelmässig. Alter spielt keine Rolle, meine Tochter hat schon mit vier Jahren mit dem Jumpen angefangen, meine älteste aktive Kundin jumpet mit ihren 70 Jahren regelmässig mit.

Kann effektiv schon von einem neuen Trend gesprochen werden? In der Schweiz ist «Aerower Jumble» aktuell ja noch nicht wirklich bekannt.

Eigentlich ist es kein neuer Trend, sondern vieles mehr. Dies ist das Fitnessgerät der Zukunft. Immer mehr Menschen achten auf ihre Gesundheit, möchte fit sein und dabei spielt Sport eine äusserst grosse Rolle. Langsam wird den Menschen klar, dass Sport alleine nicht genug ist, man muss auch darauf achten, Sportverletzungen zu vermeiden. Seit ich meine Trainings mit den Rebound Schuhen mache, ist auch eine alte Knieverletzung kein Hindernis mehr. Ich trainiere und jogge nur noch mit diesen Schuhen.

«Meine älteste aktive Kundin jumpet mit ihren 70 Jahren regelmässig mit.»

MEHR! BUSINESS

Online wie auch im Print-Magazin baut «Die Ostschweiz» den Business-Teil laufend aus. Zusammen mit den gesellschaftlichen und politischen Themen wird sie so zu jener Publikation, welche Unternehmerinnen und Unternehmer umfassend, unterhaltend und inspirierend informiert.

**15'000
Unternehmen**

aus den Kantonen SG, TG, AR und AI sowie aus dem Fürstentum Liechtenstein erhalten regelmässig die Print-Ausgabe «Die Ostschweiz».

**1000
Neue Ideen**

wie man die wichtigsten Aspekte rund ums Unternehmertum attraktiv und spannend behandeln kann, setzt «Die Ostschweiz» schrittweise um. Hier nehmen wir auch gerne Ihre Inputs entgegen. Kontaktieren Sie uns via business@dieostschweiz.ch

**400'000
Leserinnen & Leser**

verzeichnet die Online-Publikation dieostschweiz.ch inzwischen pro Monat. Ihnen bieten wir in Kürze mit «Die Ostschweiz – Business» ein zusätzliches Gefäss, welches den Wirtschaftsbereich noch ausführlicher beleuchtet.

Die nachhaltige Hypothek von acrevis.

Wohnen Sie im Einklang mit der Natur.



St.Gallen · Gossau SG · Wil SG
Bütschwil · Wiesendangen
Rapperswil-Jona · Pfäffikon SZ · Lachen SZ

acrevis
Meine Bank fürs Leben

Nicht den eigenen Egoismus ins Zentrum zu stellen

Geschätzte Leserinnen, geschätzte Leser

Als ich angefragt wurde, ob ich ein Vorwort schreiben würde, habe ich spontan zugesagt, ohne gross zu überlegen, was die Leserschaft interessieren könnte. Keine Angst, ich werde nicht darüber schreiben, was und wer in der COVID-Zeit gut oder schlecht war. Ich möchte vielmehr einige Gedanken weitergeben, die uns meines Erachtens in den vergangenen 14 Monaten aufgezeigt haben, was allenfalls hinterfragt werden könnte.

Warum sehnen sich die Menschen nach Dingen, die man noch bis vor kurzem als normal und somit unwichtig empfand? Viele dieser Wünsche sind Sehnsüchte, die nichts mit materiellem Luxus zu tun haben und nicht mit Geld zu kaufen sind. Es sind alltägliche Sachen wie Freunde zu treffen und zu umarmen, zur Arbeit zu gehen und sich mit den Arbeitskollegen persönlich auszutauschen, zu den Grosseltern zu fahren und vieles mehr.

Die momentanen Umstände haben uns dazu bewegt, zu reflektieren, was es überhaupt braucht, um auch in Zukunft glücklich zu sein. Die Basis ist in den meisten Fällen ein gesichertes Einkommen. Dazu braucht es in guten wie in schlechten Zeiten ein verlässliches politisches System.

Das Schweizer System (direkte Demokratie) hat sich bewährt. Anders ausgedrückt, die Bevölkerung hat in der Vergangenheit immer die richtigen Entscheidungen getroffen. Darum ist es wichtig und notwendig, dass die Zeit der Einschränkungen (was aber richtig ist und wichtig war) beendet werden kann.

Ich würde sogar sagen, dass es notwendig ist, dass die Politik zwei Schritte zurück macht und sich auf ihre Rolle als gewissenhaften und korrekten Volksvertreter besinnt. Hiermit meine ich, eine Grundlage zu schaffen, damit sich

unser Land erfolgreich weiterentwickeln kann. Das bedeutet auch, mit dem Volkvermögen behutsam umzugehen und für die Interessen der Schweiz und unseres Wohlstandes selbstbewusst einzustehen.

Mit anderen Worten, nicht den eigenen Egoismus ins Zentrum zu stellen und mit abgehobenen und unnötigen Debatten am Volk vorbeizureden. Keine Hindernisse mit unnötigen Gesetzen und Vorschriften zu erfinden, sondern die bestmögliche Basis sicherzustellen, damit wir uns auch in Zukunft frei und glücklich bewegen können. Der Bürger soll also beispielsweise selber entscheiden können, in welchem Spital er sich behandeln lassen will.

Ich darf ein hervorragendes Unternehmen mit vielen tollen Menschen führen. Ich erachte es darum auch als meine Aufgabe und meine Verantwortung alles zu tun, damit die Mitarbeitenden auch in Zukunft einen sicheren und guten Arbeitsplatz haben. Damit dies auch wirklich funktioniert, ist es enorm wichtig, sich laufend zu hinterfragen, welchen Beitrag man persönlich leisten muss.

Ich wünsche Ihnen eine schöne und glückliche Sommerzeit.

Peder Koch
CEO/Delegierter des Verwaltungsrates,
Berit Klinik AG, Speicher





«Einige haben
ungläubig

Name:

«Quote»

**den Kopf
geschüttelt»**

Der eine ist eher der Techniker, der andere eher der Organisator. Beide haben sie in der Nutzfahrzeug- und Transportbranche erfolgreich ein Unternehmen aufgebaut. Dabei haben Bruno und Josef Jäger nicht alles nach Lehrbuch umgesetzt. Vielleicht gerade deshalb haben die beiden Brüder ihr jeweiliges Segment als Vorreiter geprägt. Im Gespräch erläutern die Unternehmer aus Wil, wo unter dem Stichwort «Ökologie» falsche Wege eingeschlagen werden und weshalb man aktuell vor einem sehr entscheidenden Punkt steht.

Interview: Marcel Baumgartner, Bilder: Bodo Rüedi

Bruno und Josef Jäger, die Nutzfahrzeug- und Transportbranche prägt ihr Leben. War es schon in Ihren Jugendjahren das dominierende Thema am Familientisch? Wurde ihr jeweiliger Einstieg ins Unternehmen quasi schon früh vorgespurt?

Josef Jäger: Schon in der Schulzeit, insbesondere natürlich während den Ferien, verbrachte ich unzählige Stunden in der Werkstatt. Es war also schon sehr früh der Fall, dass ich im Arbeitsoverall und mit schmutzigem Gesicht unterwegs war. So lernte ich die Arbeit und das Umfeld des Vaters schon in jungen Jahren kennen, spürte, wie es im Betrieb abläuft. Auch das Auto- und Lastwagenfahren lernten wir auf dem abgesperrten Firmenareal mit einem alten Saurer-Fahrzeug. Insofern war es für mich bereits sehr früh klar, dass ich da «mitmachen» möchte. Entsprechend war auch der Entschluss, eine Lehre als Lastwagenmechaniker zu absolvieren ein logischer.

Bruno Jäger: Bei mir war es ähnlich, nur entschied ich mich für eine Ausbildung zum Polymechaniker.

Ein entscheidendes Jahr war 1991, als die beiden Firmen, die sie heute führen, durch ein Management-buy-out in den Besitz der Familie Jäger kamen. Mit diesem Schritt wurde ihnen beiden Führungsverantwortung übertragen. War die «Aufteilung», so wie sie heute ist, von Anfang an klar?

Bruno Jäger: Zu Beginn war die Aufteilung noch eine andere. Aber im Laufe der Zeit hat sich die heutige Struktur ergeben, obwohl man das Ganze aufgrund unserer ursprünglichen Ausbildung auch vollkommen anders hätte definieren

können. Aber Josef ist das grössere Organisations-talent, was beim Aufbau der Camion Transport AG sicherlich enorm hilfreich gewesen ist.

Josef Jäger: Und Bruno ist eher der Techniker. Und die Larag mit all ihren Spezialitäten braucht einen solchen an der Spitze. Die Struktur hat sich bewährt.

Und liess zwei Erfolgsgeschichten entstehen. Gab es rückblickend aber dennoch Entwicklungen oder heisse Phasen, die ihnen schlaflose Nächte bereitet haben?

Josef Jäger: Auf meiner Seite gab es diese 1996, als wir die Möglichkeit ergriffen, zusammen mit zwei Konkurrenten, nämlich den Transportfirmen Planzer und Galliker, die Cargo Domizil AG der SBB zu übernehmen. Das gesamte Bahnstückgutsystem war im Grundsatz ein hochdefizitärer Laden. Die Übernahme barg wohl grosse Chancen aber ebenso grosse Risiken, weshalb einige in der Transportbranche nur ungläubig den Kopf geschüttelt haben, dass wir so etwas überhaupt in Betracht ziehen.

Sie taten es – und griffen zu. Weshalb?

Josef Jäger: Mich überzeugte schon damals der Ansatz vom kombinierten Schienen- und Strassensystem mit dem ökologischen Ansatz. Ich sah hierin eine grosse Entwicklungsmöglichkeit für die Zukunft. Natürlich, das System war marode, aber auch aus einem maroden System, das im Grundsatz gut ist, kann man etwas machen. Aber es war ein heikler Punkt. Aufgrund der Dimensionen hätte im Falle eines Misserfolgs die gesamte Firmengruppe in den Abgrund gerissen werden können.

Gab es bei der Larag ähnliche Phasen?

Bruno Jäger: Nicht in diesen Dimensionen. Es waren eher mehrere kleine Meilensteine, die zur Entwicklung beigetragen haben. Etwa die Expansion nach St.Gallen oder die Erweiterung in der Westschweiz im Jahr 2010. Gerade dieser Ausbau war ein ziemlicher «Brocken», aber strategisch das einzig Richtige. Bei den immer schlechter werdenden Margen braucht es einfach ein gewisses Volumen, damit man einen optimalen Service bieten kann.

Ist es gerade bei solchen Entscheidungen enorm hilfreich, wenn man den Entschluss quasi noch familienintern spiegeln kann?

Josef Jäger: Ich würde sogar sagen, dass dies ein Teil unseres Erfolgsrezeptes ist. Wir haben bei allen wichtigen Entscheidungen einen kritischen Gesprächspartner auf Augenhöhe. Eine Zweitmeinung von jemandem zu erhalten, der das Risiko mitträgt und auch die wunden Punkte anspricht, ist enorm wichtig.

«Aufgrund der Dimensionen hätte im Falle eines Misserfolgs die gesamte Firmengruppe in den Abgrund gerissen werden können.»



Bruno Jäger

Bruno Jäger: Und trotzdem hat jeder von uns seinen eigenen Bereich und dort im operativen Teil genug zu tun. Da funken wir uns nicht hinein. Aber jeder von uns hat einen Sparringpartner, was Gold wert ist.

Josef Jäger: Das bedingt natürlich, dass man miteinander auskommt, was ja nicht überall gegeben ist, wo Familienmitglieder zusammenarbeiten. Die Struktur mit den beiden vom Volumen her etwa gleich grossen Firmenblöcken bietet natürlich auch darüber hinaus noch viele weitere Vorteile. Im Markt sind wir vollkommen unabhängig voneinander. Die Kombination aus «Technik und Entwicklung» auf der einen Seite und dem «Nutzer» auf der anderen Seite befruchtet sich natürlich gegenseitig.

Inwiefern kann ein Unternehmen mit ihrer Gröszenordnung auch den Markt oder einzelne Entwicklungen beeinflussen?

Josef Jäger: Die Camion Transport AG verstand sich immer als gewisser Branchen-Vorreiter in bestimmten Bereichen. Wir waren beispielsweise eines der ersten Unternehmen, das konsequent auch auf die ökologischen Aspekte im Transport Wert gelegt hat. Ich gehöre ja nicht den «Grünen» an, das ist bekannt. Aber Umweltbewusstsein und Nachhaltigkeit waren uns schon immer wichtig und – sofern vernünftig und machbar – sind entsprechende Umsetzungen voranzutreiben.

Zum Beispiel?

Josef Jäger: Unter anderem sicherlich das bereits erwähnte kombinierte Schienen- und Strassen-System, um das uns heute viele beneiden. Darüber hinaus waren wir bei den ersten, die Mitarbeitende in ökologischer Fahrweise geschult und Fahrsicherheitstrainings angeboten haben. Ebenso haben wir Modelle für berufliche Quereinsteiger kreiert, die inzwischen auch innerhalb der gesamten Branche zur Anwendung kommen.

Bruno Jäger: Bereiche anzustossen hat Tradition bei uns. Entsprechende Entwicklungen, bei denen wir Vorreiter waren, gehen bis in die 1970er-Jahre zurück. Die Larag rüstete den ersten Lastwagen mit einem Turbolader aus – ein Erfolgsmodell. Dann kam der erste 4-Achser, heute Standard. Auch waren wir eines der ersten Unternehmen, das Elektrofahrzeuge produziert hat. Damit waren wir allerdings rund 30 Jahre zu früh...

Es ist unser Ansatz, liegt in unserer DNA, solche Innovationen anzustossen.

An Neuentwicklungen fehlt es aktuell nicht.

Die Mobilität der Zukunft wird anders aussehen. Nur, wie wird sie aussehen?

Bruno Jäger: Wir stehen am Anfang vor der grössten technologischen Veränderung im Mobilitätsbereich. Deshalb stehen wir wohl auch vor den grössten Herausforderungen, was unser Unternehmen betrifft. Aufgrund dieser Veränderungen wird sich unsere Branche komplett neu ausrichten müssen, was alles andere als einfach ist. Über 95 Prozent sämtlicher Antriebe funktionieren heute noch auf die konventionelle Art und Weise. Aber die Zukunft liegt bei neuen Technologien. Wir müssen jetzt die Weichen richtig stellen.

«Wir stehen am Anfang vor der grössten technologischen Veränderung im Mobilitätsbereich.»

Und in welche Richtung? Elektrische Antriebe? Wasserstoff?

Josef Jäger: Was man aktuell mit Sicherheit sagen kann, ist, dass es noch lange Zeit verschiedenen Antriebsarten geben wird. Wir werden auch noch lange mit den bekannten Verbrennungsmotoren unterwegs sein, wobei auch diese nochmals einen kräftigen Entwicklungsschritt erleben werden. Der gesamte Hype, den die Elektroantriebe ausgelöst haben, wird nochmals relativiert werden. Wenn man hierbei die graue Energie mit einrechnet, entstehen noch ein paar grössere Fragezeichen. Die entsprechende Stromversorgung ist alles andere als einfach. Ein Beispiel: Wenn wir an unserem Standort in Schwarzenbach 30 Elektro-Lastwagen ans Netz hängen würden, würde es in der Region Wil dunkel werden. Wir haben schlicht und einfach nicht die Infrastruktur für die notwendige Stromversorgung. Da genügen auch ein paar Solarzellen auf dem Dach nicht. Mit denen kann man vielleicht gerade einmal den Stapler speisen...

Bruno Jäger: Das Ganze ist viel komplexer, als viele wahrhaben wollen. Und es wird von zwei Aspekten beeinflusst, die mitunter alles andere als deckungsgleich sind. Der eine Aspekt ist die Umsetzung. Was ist technisch möglich und



Josef Jäger

macht ökologisch Sinn? Der andere Aspekt ist der politische. Die Politik gibt gewisse Ziele vor, auf die wir uns einrichten müssen – selbst wenn man sie für falsch hält. Sich einfach die grüne Weste überzuziehen und sich keine Gedanken über den gesamten Kreislauf zu machen, ist nicht wirklich nachhaltig. Es benötigt bei allen Alternativen, welche alle ebenfalls Ressourcen benötigen, eine Gesamtbetrachtung bis hin zum Recyclingprozess.

Josef Jäger: Unser Angebot, den Transport der letzten Meile mit fossilfreien Fahrzeugen zu bewerkstelligen, wurde bejubelt. Das freut uns natürlich. Aber auch hier muss man einwerfen, dass viele der transportierten Waren aus Ländern wie China kommen – via Schiff und Flugzeug zu uns verfrachtet. Das wird gerne ausgeblendet. Man freut sich über das gute Gefühl, das sich einstellt, wenn das Paket mit dem Elektrofahrzeug vor die eigene Haustüre geliefert wird.

Auch die Vorgabe aus Bern, die uns zwingt, aufgrund der sogenannten «LSVA-Abklassierung» 10-jährige Fahrzeuge zu ersetzen oder die ein modernes Fahrzeug der Euro-Kategorie 5 ab nächstem Sommer in die gleiche Reihe stellt wie einen Oldtimer, ist komplett unsinnig. Denn, was passiert mit diesen LKWs? Sie landen beispielsweise in Rumänien und kommen dort zum Einsatz. Aber die Schweiz ist dadurch etwas «sauberer» – zumindest auf dem Papier.

Sie sind jetzt 56- respektive 60-jährig. Steht die Nachfolgeplanung schon im Raum?

Bruno Jäger: Ja. Einerseits möchten wir die Firma im Familienbesitz behalten und andererseits, wenn immer möglich, auch unter direkter Führungsbeteiligung der nächsten Generation. In beiden Firmengruppen sind bereits mehrere Junge aus der dritten Generation dabei, die in den Betrieben arbeiten und Verantwortung übernehmen. Wir haben uns dem Thema schon vor ein paar Jahren angenommen und die entsprechenden Prozesse definiert und eingeleitet.

Welcher Aspekt ist ihnen persönlich bei der einstigen Übergabe sehr wichtig?

Josef Jäger: Ein Punkt, der schon unserem Vater enorm wichtig war: Der Kontakt zu den Mitarbeitenden und die entsprechende Wertschätzung ihrer Arbeit. Sie machen den entscheidenden Unterschied aus.

Bruno Jäger: Wir sind ein inhabergeführtes Familienunternehmen. Das sagt schon vieles. Bei Bewerbungsgesprächen sage ich jeweils

scherzhaft, dass es schwierig für das Gegenüber wird, wenn ihr oder ihm meine Visage nicht passt. Denn er oder sie wird Kontakt zu mir haben. Wir verstecken uns nicht hinter komplizierten Hierarchiegebilden oder einem anonymen Verwaltungsrat.

Josef Jäger: Wir haben hier keine komplizierten Strukturen gemäss HSG-Lehrbuch. Da passen wir nicht rein. Und gerade in der schwierigen Covid-Zeit ist es noch wichtiger geworden, am Puls der Mitarbeitenden zu sein. Entsprechend verbringen wir aktuell sehr viel Zeit in den einzelnen Betrieben. Den persönlichen Austausch, der sonst an Weihnachtsessen oder Infoanlässen möglich ist, können wir so teilweise kompensieren. Uns ist wichtig, dass man mit uns über Sorgen und Nöte sprechen kann. Dabei habe ich immer wieder gemerkt, dass bei vielen die Angst vor einer Covid-Erkrankung viel kleiner ist, als die Angst vor einem Arbeitsplatzverlust. Das bekommt man nicht mit, wenn man sich damit begnügt, Weisungen und Informationen aus der «Zentrale» zu versenden.

Camion Transport und Larag

Der 2010 verstorbene Josef Jäger sen. hat sowohl die Entwicklung der Larag AG als auch der Camion Transport AG geprägt. Die Wurzeln der Camion Transport AG gehen bis ins Jahr 1925 zurück. Jäger war in den 50er-Jahren bei der damals unter dem Namen Lagerhaus AG Wil bekannten Firma als Mechaniker tätig. Aus diesem Unternehmen heraus wurde in einer separaten Abteilung die Lastwagen-Reparatur AG (später Larag AG) – mit Jäger als Geschäftsleiter. In den 1960er-Jahren übernahm er dann auch die Geschäftsführung der Lagerhaus AG Wil. Durch ein Management-buy-out kamen die beiden Firmen 1991 in den Besitz der Familie Jäger und wurden schliesslich 2003 unter dem Dach der Jäger Holding AG vereint. Heute werden sie von Bruno Jäger (*1964) und Josef A. Jäger (*1960) geführt. Die Larag AG beschäftigt rund 650 Mitarbeitende, die Camion Transport AG rund 1400.

«Sich einfach die grüne Weste überzuziehen und sich keine Gedanken über den gesamten Kreislauf zu machen, ist nicht wirklich nachhaltig.»

Wilder Osten – der Innovationshotspot Europas

Schweizweit wurden noch nie so viele Unternehmen gegründet wie im vergangenen Jahr.

Auch in der Ostschweiz hat die Anzahl der Firmengründungen zugenommen. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass Startups von vielen Unterstützungsgefässen profitieren können: Die Ostschweiz ist ein attraktives Pflaster für Neu-Unternehmen.

Text: Eveline Angehrn, Bild: Innovationsnetzwerk Startfeld



Spitzentechnologie von der Empa – wirtschaftliche Umsetzung im Startfeld.

Während den letzten zehn Jahren haben Unternehmensgründungen stetig zugenommen. Begünstigt wurden sie durch die grundsätzlich stabile Lage der Schweizer Wirtschaft, aber auch durch die Senkung bürokratischer Hürden von Bund und Kantonen zur Erleichterung der Verwaltungs- und Rechtspraxis für KMU. Der Anreiz zur Firmengründung ist aber nicht nur dadurch gestiegen.

Unterstützungsgefässe und Plattformen

Zahlreiche Angebote und Plattformen unterstützen Firmengründerinnen und -gründer dabei, ihrer Idee unternehmerisches Leben einzuhauchen und ideale Rahmenbedingungen dafür zu schaffen. Im Kanton Thurgau ist dies unter anderem die Organisation Start Netzwerk Thurgau. In den Kantonen Appenzell Innerrhoden und Aargau sowie St.Gallen können sich Gründer von Startfeld oder dem Institut für Jungunternehmen IFJ Unterstützung holen. Aber auch kantonale Institutionen, der Bund oder Veranstaltungen wie der «Start Summit» fördern Startups im Wilden Osten und verhelfen verrückten Geschäftsideen auf den Sprung.

Mit der Ansiedlung erstklassiger Bildungseinrichtungen, wie der Universität St.Gallen oder der Fachhochschule OST, einem erstklassigen Forschungsumfeld, wie Empa, und Initiativen wie IT rockt! wird Gründerinnen und Gründern lokal ein wichtiger Grundstein gelegt, um ihre Geschäftsidee zu realisieren und sich ein Netzwerk zu schaffen.

«Eine kluge Standortwahl kann den Erfolg eines Unternehmens positiv beeinflussen.»

Standortvorteil Ostschweiz

Eine kluge Standortwahl kann den Erfolg eines Unternehmens positiv beeinflussen, weil so Synergien genutzt, Infrastruktur geteilt und Know-how ausgetauscht werden können. Dies hat sich auch während der Coronakrise gezeigt: Lokale KMU aus der Lebensmittelproduktion haben zusammengespant, um einen Lieferdienst zu lancieren, oder Destillieren und Apotheken haben gemeinsam Desinfektionsmittel produziert.

Der östliche Teil der Schweiz hat viel zu bieten. Im Wilden Osten profitieren Firmen von der Lage zwischen dem Vierländereck Deutschland-Österreich-Liechtenstein-Schweiz und dem Hightech-Dreieck Stuttgart-München-Mailand – und befinden sich damit im Innovations-Hotspot Europas. Zusätzliche Benefits, wie attraktive Kosten- und Steuervorteile sowie im Schweizer Vergleich tiefere Lohn- und dadurch Produktionskosten machen den Standort noch attraktiver.

Dessen ist sich auch die Toggenburger Firma AVM bewusst. Sie hat es sich zum Ziel gesetzt, die Software-Programmierung für den Maschinenbau zu automatisieren. Dies ermöglicht es ihr, den Fokus auf die Ablaufentwicklung und Prozessoptimierung ihrer Kunden zu richten, um so nahe an den Kundenbedürfnissen zu sein.

Die Firma AVM profitiert dank ihrem Standort nicht nur von der Nähe zur Kundschaft, sondern auch von einem der weltweit stärksten geltenden Daten- und Patentschutz – verrückte Ideen sind hier also besonders sicher. Dies ist unter anderem ein Grund dafür, weshalb vor allem im Wilden Osten die stärksten Industrieunternehmen Europas zuhause sind.



Mehr über
«Wilder Osten»
erfahren Sie hier.

Auf der **Welle** des technologischen **Fortschritts** reiten

Planen, entwickeln und testen – seit 28 Jahren hat die Creasoft AG in Mauren die Nase in Sachen Software-Lösungen vorn. Weil die Technologie so rasant voranschreitet, ist das Unternehmen erfolgreich unterwegs. Andererseits liegt aber genau hier die Herausforderung, wie Gründer Stefan Matt im Interview erklärt.

Sie haben vor 28 Jahren zusammen mit Martin Salzgeber die Creasoft AG in Mauren gegründet. Inzwischen ist Ihr Team auf 40 Mitarbeiter gewachsen. Wie hat sich die Arbeit seither verändert?

Ich habe heute definitiv mehr mit anderen Mitarbeitern zu tun (lacht). Man kann sagen, dass die Anfangszeit vor allem von Unsicherheit bestimmt war. Die Firma war unbekannt, wir waren finanziell natürlich einige Zeit recht knapp ausgestattet. Ich habe auch selbst vor allem programmiert.

«Der technologische Fortschritt ist rasant.»

Heute sind wir am Markt bekannt und in der Region eine der grösseren Firmen, die rein auf Softwareentwicklung spezialisiert sind. Wir können auch sehr grosse Softwareprojekte erfolgreich durchführen. Ich selbst bin nicht mehr so stark in Projekten eingebunden. Programmieren tue ich gar nicht mehr.

Die Führung schaut bei uns so aus, dass ich meinen Leuten vor allem das Feld bereiten will, dass sie effizient arbeiten können. Ich kümmere mich viel um organisatorische Themen und um die Zukunft des Unternehmens. Mein Ziel ist es, in der Firma möglichst unwichtig zu werden. Ich glaube, das sichert die Zukunft.

Gerade im Bereich der Software sind die Entwicklungsschritte riesig. Mit welchen Herausforderungen hatten Sie am meisten zu kämpfen?

Der technologische Fortschritt ist rasant. Es ist wichtig, dabei zu bleiben, aber dennoch nicht mit jeder neuen Technologie der Erste zu sein, und dann damit Schiffbruch zu erleiden. Eine Balance ist hier wichtig. Dazu braucht es sicher viel Erfahrung. Diese Technologiebeobachtung und Beurteilung muss systematisch und kontinuierlich

durchgeführt werden. Andererseits gibt es aber Themen, die recht stabil sind. Es gibt Grundsätze in der Durchführung von Softwareprojekten, die schon lange bekannt sind und sich nicht dauernd ändern. Was aber nicht heisst, dass es immer leicht ist, sie einzuhalten. Softwareentwicklungsprojekte sind dafür berüchtigt, dass Termine und Kosten nicht eingehalten werden. Ich denke, die grösste Leistung der Firma Creasoft AG ist es, ein System erarbeitet zu haben, das den Erfolg von Softwareprojekten garantiert, wenn der Kunde mit uns zusammen diesem System folgt. Eine wirklich grosse und neue Herausforderung bei modernen vernetzten Softwaresystemen ist die IT-Sicherheit. Dieses Thema war früher nicht so präsent.

Die Corona-Krise hat deutlich gemacht, wie schnelllebig alles sein kann. Was beispielsweise im Bereich Homeoffice vor zwei Jahren noch undenkbar war, ist heute möglich. Wie nehmen Sie das wahr? Und welche Weichen mussten Sie stellen, dass es funktioniert?

Unsere Mitarbeiter können schon länger innerhalb des gesetzlichen Rahmens im Homeoffice arbeiten. Wir haben in Liechtenstein eine gute Telekommunikationsinfrastruktur, die die technischen Voraussetzungen bietet. Glücklicherweise haben wir zu Beginn von 2020 auch intern alle Voraussetzungen geschaffen, dass unsere Mitarbeiter im Homeoffice arbeiten können. Hier war aber eher die IT-Sicherheit der Treiber. Wir haben Corona natürlich auch nicht vorhergesehen. Mit einigen unserer Kunden arbeiten wir schon länger auch über Onlinewerkzeuge zusammen. Deshalb konnten wir auch denen, die das nicht gewohnt waren, sofort mit Rat und Tat zur Seite stehen. In unserer Branche funktioniert Homeoffice sehr gut, wenn es um die reine Leistungserbringung geht. Die sozialen Aspekte einer Zusammenarbeit im Büro dürfen aber nicht ausser Acht gelassen werden. Mittlerweile spürt man, dass allen der direkte Kontakt mit den Kollegen fehlt. Das Einarbeiten von neuen Mitarbeitern bei fast 100 Prozent Homeoffice ist schwierig. Sie bekommen das besondere Gefühl, das bei uns normalerweise herrscht, nicht vermittelt.

Heute würde ich aber meinen, dass 40 Prozent der Arbeitszeit problemlos im Homeoffice geleistet werden könnte, ohne dass der soziale Zusammenhalt gross leidet. Ich möchte diese Überlegung mal in den Zusammenhang mit dem kürzlich gescheiterten S-Bahn Projekt stellen. Mit der Möglichkeit eines erweiterten Umfangs im Homeoffice könnte ohne zusätzliche Kosten wahrscheinlich mehr Verkehr von der Strasse weggebracht werden, als mit dem viele Millionen teuren S-Bahnprojekt.

Natürlich müssten die gesetzlichen Rahmenbedingungen geschaffen und geklärt werden, was Sozialversicherungen, steuerliche Fragen und Fragen des Arbeitsplatzes betrifft.

Einen Grossteil des Umsatzes erwirtschaften Sie in Österreich. Ist das nach wie vor so? Und wie wichtig ist der Wirtschaftsstandort Ostschweiz für Sie?

Es hat sich im Lauf der Jahre so ergeben, dass wir einige der grössten Firmen in Vorarlberg als Kunden gewinnen und halten konnten. Diese Firmen sind auch vernetzt und es hat sich wohl herumgesprochen, dass wir ein verlässlicher und kompetenter Partner sind. Es ist wirklich nach wie vor so, dass wir den grössten Teil des Umsatzes in Vorarlberg erwirtschaften. Wir haben aber durchaus auch Kunden in Liechtenstein und der Ostschweiz. Wir arbeiten daran, diesen Kundenkreis zu vergrössern. Ich fühle mich vor allem mit unserer Region Rheintal verbunden. Es ist ein wunderbarer Ort, um zu leben und zu arbeiten.

Ihr Unternehmen vergrössert sich räumlich. Wo steht man derzeit?

Die Creasoft AG wächst seit der Gründung kontinuierlich, obwohl Grössenwachstum kein explizites Ziel ist. Es ist eher eine Konsequenz daraus, dass bestehende Kunden bleiben und neue dazukommen. Im letzten Jahr wurde klar, dass wir mit unseren bestehenden Räumlichkeiten nicht mehr lange über die Runden kommen. Wir haben beschlossen, einen Anbau zu realisieren und unser Platzangebot fast zu verdoppeln. Die Arbeiten gehen plangemäss voran. Wir werden auf Ende Jahr die neuen Räumlichkeiten beziehen.

Der Neubau ist mit einer Fotovoltaikanlage ausgestattet, die im Zusammenspiel mit einer Wärmepumpenanlage unseren Strom-, Wärme- und Kältebedarf abdecken wird. Wir versuchen, auf diese Weise und einem Mobilitätskonzept unseren ökologischen Beitrag zu leisten.

Planung ist derzeit zwar schwierig. Dennoch: Welche nächsten Ziele und Projekte stehen bei Ihnen an?

In diesem Jahr sicher die Fertigstellung des Neubaus und die Organisation des Um- und Bezugs.



Martin Salzgeber und Stefan Matt (v.l.) führen die Creasoft AG seit 1993 gemeinsam.

Dann müssen wir auch die alten Räumlichkeiten, die wir seit 20 Jahren benutzen, einer Renovation unterziehen. Derzeit arbeiten wir auch daran, unsere Kompetenzen im Bereich UI-Design nochmals zu verstärken, um unser Dienstleistungsangebot auch in diesem Bereich abzurunden.

Bei den Kundenprojekten stehen diverse Herausforderungen an. Vieles dreht sich um Web- und Cloudanwendungen. Es ist schon eindrücklich, was in diesem Bereich heute alles möglich ist, wenn man es mit der ersten Webanwendung vergleicht, die wir im Jahr 1999 erstellt haben.

Werden die Entwicklungsschritte noch einmal so riesig sein, wie es in den vergangenen 28 Jahren der Fall war?

Ich bin kein Wahrsager, erwarte aber, dass es im Wesentlichen so weitergeht wie bisher. Das heisst, es werden bestimmte Werte beständig sein und es wird Bereiche geben, die weiterhin exponentiell wachsen. Das Wachstum muss aber nicht immer mit Umsatz und Ressourcenverbrauch zusammenhängen – hoffe ich zumindest.

«Die Creasoft AG wächst seit der Gründung kontinuierlich.»



creasoft ag
Software: Planen. Entwickeln. Testen.

Weiherring 115 · FL 9493 Mauren
T +423 375 8200 · www.creasoft.li



«Etwas machen, womit keiner rechnet»

Daniel Oswald:

«Unsere ursprünglichen Pläne mussten wir über den Haufen werfen.»

Mit der Lancierung einer eigenen Event-Agentur erweiterten die Olma Messen St.Gallen im Sommer 2020 ihre Geschäftsbereiche um einen strategischen Eckpfeiler. Spezialisiert auf das Firmenkundensegment bietet die Agentur Dienstleistungen rund um Konzeption, Planung und Umsetzung von Corporate & Public Events an. Volt Events wird unter der Leitung Daniel Oswald geführt. Ein Gespräch über die Ruhe vor dem möglichen Sturm.

Interview: Marcel Baumgartner, Bild: zVg.

Daniel Oswald, die Event-Agentur «Volt Events» wurde Anfang 2020 gegründet. Rückblickend hätten Sie wohl kaum einen schlechteren Zeitpunkt wählen können...

Das mag auf den ersten Blick so aussehen, aber: Wir wurden so von Beginn an gezwungen, flexibel und schnell zu sein. Unsere ursprünglichen Pläne mussten wir zwar «über den Haufen werfen», doch

konnten wir unsere Kompetenzen bei diversen Public-Events im Olma-Gelände unter Beweis stellen. Dabei haben wir gelernt, wie Corona-Schutzkonzepte erfolgreich umgesetzt werden. Das dürfte jetzt ein Knowhow-Vorsprung sein.

«Um die Unternehmenskultur wieder zu leben, eignen sich Personalanlässe.»

Die intern gesetzten Ziele für die ersten Monate dürften logischerweise nicht erreicht worden sein. Worauf fokussieren Sie sich in erster Linie?

Unter anderem sehen sich Unternehmen aktuell mit zwei Herausforderungen konfrontiert: Home-Office und Kurzarbeit haben viele Teams und ganze Firmen «auseinandergerissen». Andererseits gibt es Organisationen, die 2020 – und auch weiterhin – mehr denn je gefordert wurden, oder sich eine neue Strategie auferlegt haben. Um die Unternehmenskultur wieder zu leben und als Einheit den «#restart» anzupacken, eignen sich Personalanlässe besonders gut. Diese können in grösseren oder kleineren Gruppen, Inhouse, Outdoor oder in einer

passenden Location stattfinden. Auch der Kundenkontakt hat aufgrund des Lockdowns, des Messeverbots und nicht zuletzt des generellen Eventverbots stark gelitten. Wir rechnen deshalb auch hier mit einem gewissen Nachholbedarf.

Lassen wir das Thema Corona kurz beiseite. Event-Agenturen gibt es in der Ostschweiz ja grundsätzlich schon einige. Wieso benötigt es im Konstrukt der Olma Messen St.Gallen eine eigene?

Die Olma Messen verfügen seit Jahrzehnten über ein sehr breites Knowhow für Anlässe fast jeder Art und führen als eine der wenigen Organisationen in der Ostschweiz jährlich mehrere Grossveranstaltungen durch. In den vergangenen Jahren wurden die Kompetenzen im Bereich der Eventkreation und -konzeption zusätzlich aufgebaut. In den letzten Monaten sind einige Erfahrungen mit virtuellen und hybriden Events hinzugekommen. Unsere Kunden schätzen, dass wir ihnen nun die gesamte Planung, Organisation und Umsetzung aus einer Hand anbieten können.

Ist «Volt Events» vor allem darauf ausgerichtet, das Olma-Gelände mit zusätzlichen Veranstaltungen zu «füllen»?

Normalerweise ist das Olma Gelände das ganze Jahr durch intensiv genutzt. Es kam deshalb schon vor, dass insbesondere grosse Corporate-Events nicht bei uns durchgeführt werden konnten. Mit Volt Events möchten wir einerseits solchen Kunden eine Alternative bieten, ohne dass diese auf das jahrelange Knowhow der Olma Messen verzichten müssen. Andererseits möchten wir genau dieses Knowhow auch dann einem Kunden zur Verfügung stellen, wenn dieser aufgrund seiner eigenen Wünsche und Bedürfnisse, seinen Event nicht im Olma-Gelände durchführen möchte. Wir planen und führen Events in der bestgeeigneten Location durch, basierend auf den definierten Anforderungen. Egal wo.

Daniel Oswald, ab welcher Stufe kann «Volt Events» einen Prozess übernehmen oder begleiten?

Kann das allenfalls schon bei der Ausarbeitung bzw. Konzeption eines Events beginnen?

Je früher, je besser. Wir stehen sehr gerne für ein unverbindliches Gespräch schon vor oder bei der Ideenfindung zur Verfügung. So können wir Tipps und Anregungen für die weiteren Überlegungen mitgeben und unsere Kunden verlieren keine wertvolle Zeit und interne Ressourcen. Selbstverständlich können wir auch nur Teile der Planung oder Umsetzung übernehmen. Wir sind uns gewohnt, mit dem Eventteam des Kunden und weiteren externen Partnern, zusammen zu arbeiten.

Gerade kleinere Events werden von Firmen ja oftmals eigenständig auf die Beine gestellt. Inwiefern kann es auch hier lohnenswert sein, eine Art Sparringpartner ins Boot zu holen?

Wir kennen die «Tücken» der Eventplanung, denn auch hier steckt der Teufel im Detail. Wir wissen, welche Entscheide wann gefällt werden müssen und was die Konsequenzen daraus sind. Sehr gerne stehen wir auch nur beratend zur Seite und helfen so, die Eventplanung effizient zu gestalten, auch wenn die Gesamtverantwortung weiterhin beim Kunden liegt.

An welche «Tücken» denken Sie?

Vor allem die Budgetierung und der zeitliche Aufwand der Planung werden häufig unterschätzt. Nur schon das Erstellen eines Budgets erfordert viel Erfahrung und Zugriff auf Informationen. «Was braucht es alles und wieviel kostet das» ist unter Umständen eine zeitintensive Sisyphus-Arbeit, wenn man nicht auf Erfahrungswerte zurückgreifen kann. Auch die Evaluation zuverlässiger Partner wie Cateringunternehmen, Dekorationsprofis

oder Technikspezialisten braucht Zeit und Vertrauen: Einen Event kann man nicht üben – am Tag X muss alles perfekt funktionieren.

Wer einen Event durchführt, möchte ja nicht selten auch überraschen und Neues anbieten. Ohne jetzt ganze Konzepte zu verraten, aber was könnten hierbei mögliche Ansätze sein?

Etwas machen, womit keiner rechnet. Aber auch mit einer besonderen Eventlocation oder -dekoration können wir die Besucher überraschen. Volt Events arbeitet kreativ und geht auf die Bedürfnisse seiner Kunden und deren Teilnehmenden ein. Trotzdem sehen wir gewisse Neuerungen, die nachgefragt werden. So erhalten aktuell die Gesundheit und Sicherheit der Eventgäste und der Mitarbeitenden einen sehr hohen Stellenwert.

Die gesamte Eventbranche wurde zum Stillstand verdonnert. Rüstet man sich entsprechend auf einen Ansturm, sobald eine Normalisierung ersichtlich ist? Oder wird die gesamte Branche nur schrittweise wieder «hochgefahren»?

Wir rechnen damit, dass es zu schrittweisen Lockerungen bezüglich der Anzahl Besucher für Events kommen wird. Die Ansichten potentieller Eventveranstalter sind zudem sehr individuell. Einige können es kaum erwarten, ihre Kunden, Partner oder Mitarbeitenden wieder live zu treffen, andere sind verhaltener und möchten nicht zu früh einen grösseren Anlass planen. Deshalb rechnen wir damit, dass auch die Anzahl und Grösse der durchführbaren Events voraussichtlich stetig zunehmen wird.

Vor allem die Budgetierung und der zeitliche Aufwand der Planung werden häufig unterschätzt.

Anzeige



Attraktives Einstiegsangebot
Schlag ab CHF 780.-
 CHF 980.- (bei einer Person)

Golf-Einsteigpaket

- › 11 Golf-Lektionen à 40 Min.
- › 1000 Bälle auf der Driving Range
- › Leihschlägerset bis zur Platzreife
- › Regel- und Etikettkurs mit Prüfung
- › Benützung der Übungsanlage
- › Benützung der 5-Kurzloch-Golfanlage
- › 9-Loch Übungsstunden vor der Platzreife-Prüfung in Begleitung eines Mitglieds des GCA
- › 3 Greenfees nach bestandener Platzreife-Prüfung
- › Attraktives Anschlussangebot

golf gonten APPENZELL

Tel. 071 795 40 60 | golfplatz.ch

«Wir sind besonders gefordert»

Freiheit! Endlich! Und dann auch noch auf die hoffentlich sonnigen Sommermonate hin. Was aber bedeutet das für unsere Tourismusdestinationen? Hat man sich auf einen Ansturm vorbereitet? Wir fragten bei Guido Buob (*1965) von Appenzellerland Tourismus AI und Christian Gressbach (*1980) von Toggenburg Tourismus nach.

Interview: Marcel Baumgartner, Bilder: zVg.



Und im Thurgau?
Lesen Sie hier die Einschätzung von Rolf Müller, Geschäftsführer von Thurgau Tourismus.



Die Corona-Situation verändert auch unser Ferienverhalten. Wurde in diesem Jahr die Vermarktung Ihrer Region für die Sommermonate quasi zum Selbstläufer?

Gressbach: Genau während dieser Zeit bekommt unser Ansatz, die Vermarktung vor Ort, noch mehr Gewicht. Viele Gäste suchen sich neue Reiseziele in der Schweiz aus und werden nur marginal durch Kampagnen beeinflusst. Wir wollen aber die Gäste vor Ort mit unserer Landschaft, diversen Angeboten und Überraschung Aktionen überzeugen, und zu wiederkehrenden Gästen und positiven Botschaftern machen. Die Mund-zu-Mund Werbung (auch über Social-Media-Kanäle) ist einfach glaubwürdiger und effektiver. Die Sommermonate werden zu keinem Selbstläufer. Wir müssen als gesamte Destination die Chance packen und ein qualitativ hochwertiges Produkt abliefern.

Buob: Das aktuelle Jahr war bisher wirklich aussergewöhnlich. Wir spüren seit Mitte April endlich, dass es anzieht. Aber wir sind noch bei weitem nicht auf den Gästezahlen eines normalen Jahres. Vor allem die Gastronomie leidet stark. Bei den Gästen, insbesondere bei den Gruppenausflügen, die normalerweise einen schönen Teil unserer Gäste ausmachen, herrscht eine grosse Unsicherheit und ebenfalls Zurückhaltung. Die Gäste wollen betreut und beraten werden. Darum kann man auch nicht von einem «Selbstläufer» sprechen. Im Gegenteil: Wir sind besonders gefordert.

Können Sie heute – Anfang Mai – schon grundsätzlich etwas über die Auslastung des hiesigen Angebotes sagen? Wie haben sich Angebot und Nachfrage entwickelt?

Gressbach: Das Buchungsverhalten ist kurzfristiger geworden. Aber in den Ferienwohnungen und auf gewissen Campingplätzen





Guido Buob,
Geschäftsführer
von Appenzellerland
Tourismus AI.

ist die Auslastung bereits sehr gut. Es gibt aber immer noch genügend Betten für einen erlebnisreichen Sommeraufenthalt im Toggenburg.

Buob: Die Auslastung ist in der Hotellerie momentan zufriedenstellend. Es hat aber klar Luft nach oben. Die Schweizerinnen und Schweizer sind im Moment eher zurückhaltend und warten ab, ob allenfalls doch noch Ferien am Meer oder im Ausland möglich sind oder nicht. So nach dem Motto: «Ferien in der Schweiz kann ich dann ja immer noch buchen, wenn ich nicht ins Ausland darf.»

Die Anzahl angebotener Betten steigt mit innovativen neuen Angeboten im Bereich Bed&Breakfast/Guesthouse kontinuierlich. Zudem haben die bestehenden Hotelbetriebe weiter in die Angebotsqualität investiert. Das wirkt sich relativ schnell und erfreulich auf die Nachfrage aus.

Was ist besonders beliebt?

Gressbach: Wie gesagt sind Ferienwohnungen sehr beliebt, da der Gast seine eigenen vier Wände hat und die Ferien auch sehr individuell und flexibel gestalten kann. Und dabei sind es oft die qualitativ guten Objekte, die gebucht werden. Der Preis ist nicht so entscheidend. Nach Monaten ohne grössere und längere Ferienreisen sind viele Leute bereit für ein tolles und sicheres Ferienerlebnis Geld auszugeben.

Buob: Alles was mit «Bewegung in der Natur» zu tun hat ist und bleibt interessant. Das ist bei uns natürlich das Wandern. Im Moment liegt im Alpstein noch sehr viel Schnee. Aber das wird sich hoffentlich ändern und so können dann laufend die Wanderwege in höheren Lagen begangen werden. Die Buchungen bei den Berggasthäusern treffen ein. Dabei ist wie in anderen Jahren eine Konzentration auf die Wochenenden festzustellen. Es freut uns aber auch festzustellen, dass unsere Bemühungen im

Tal mit den neuen «Rondom»-Wegen von Gästen und Einheimischen positiv aufgenommen werden.

Haben Kurzenschlossene überhaupt noch die Chance, in Ihrer Region in der Hochsaison etwas buchen zu können?

Gressbach: Ja, das Toggenburg insgesamt hat genügend Kapazität an Betten. Aber Kurzenschlossene müssen regional und auch betreffend Unterkunftsart offen sein. Wenn man ein spezifisches Hotel in Betracht zieht, empfehle ich eine baldige Buchung.

Buob: Auf jeden Fall. Wir sind gespannt auf den Verlauf der Pandemie und ob die Einreisebedingungen gelockert werden – aber so oder so wird man den ganzen Sommer ein Bett finden.

Auf welches Klientel fokussieren Sie sich aktuell in erster Linie?

Gressbach: Die Ferienregion Toggenburg spricht verschiedene Zielgruppen an. Als Familie findet man unterschiedlichste Unterhaltungsmöglichkeiten. Aber das Angebot stimmt für Klein und Gross. Wir sprechen Gäste an, die gerne draussen unterwegs sind, da wir viele Outdoor-Aktivitäten zu bieten haben, was bei der aktuellen Situation sicher gefragt ist. Durch die geografische Grösse des Tals sind unsere Orte auch nicht überlaufen und so ist die Region neben aktiven Urlaubern auch prädestiniert für Ruhesuchende.

Buob: Wir setzen stark auf den Feriengast und versuchen mit guten Angeboten wie mit der Appenzeller Ferienkarte – die beste Gästekarte der Schweiz – und dem Angebot der Gratis An- und Abreise mit dem öffentlichen Verkehr die Gäste für einen längeren Aufenthalt in Appenzell zu gewinnen. Im Bereich der Kommunikation sind wir zurückhaltend. Als kleine Destination mit starken Angeboten und einmaligen Angeboten im Bereich Kultur, Brauchtum und Landschaft liegt unser Fokus seit über 100 Jahre beim qualitativen Produkt. Zudem besitzen wir starke Marken im Bereich der Lebensmittelproduzenten, welche die Marke Appenzell mit ihrer Kommunikation positiv nach aussen tragen.

«So nach dem Motto:
Ferien in der Schweiz
kann ich dann ja immer
noch buchen, wenn ich
nicht ins Ausland darf.»



Christian Gressbach,
Geschäftsführer von
Toggenburg Tourismus.

Säntisbahn

Redaktion Christian Jakob



«Bring Rasierklingen mit.» Die Meldung auf meinem Handy kommt aus dem tiefsten Dschungel von Papua-Neuguinea. Renage, Absender und Chef des Stammes der One-ga, erwartet mich zum Besuch eines urzeitlichen Initiationsrituales: Zwei Männern wird ein Krokodilmuster auf den Rücken geschnitten. Ohne Narkose.

Nach meiner Ankunft in der Hauptstadt Port Moresby führt meine Reise über zwei lange Tage und Nächte per Buschflugzeug und Kanu tief hinein in das riesige Sepikbecken, in eines der grössten Biotope unseres

Planetens. Mächtige Stille, flirrende Hitze bei Tag und ein funkelnder Sternenhimmel liegen nachts über weitem, üppigem Grün. Von irgendwoher trägt der Wind Stimmen über zeitloses Land: helles Kinderlachen, befehlende Frauen, kreischende Vögel. Da und dort gleiten Kanus durch glitzerndes Schwemmland, von urzeitlichen Siedlungen durchsetzt.

Die Initiation findet im Häuptlingshaus statt – in flackerndem Feuerschein ein Szenario von archaischer Wucht: Menschen, unzählig, von ganz jung bis uralt, meist als

Vögel maskiert und bemalt tanzend und singend seit Tagen und Nächten, kollektiv in Trance weit weg im Universum ihrer verstorbenen Ahnen. Schreie, Lachen, Geplauder und der Geruch von Schweiß hängen in schwerer, rauchiger Luft. In der Hausmitte liegen auf frischen Bananenblättern zwei junge Männer mit geschlossenen Augen. Schnitt für Schnitt ertragen sie regungslos das Aufschneiden ihrer Haut:

Ca. 1 Zentimeter lang, 0,5 Millimeter tief. Über hundert Schnitte dürften es sein. Blut wird mit Wasser abgetupft. Später wird

Die Meister- prüfung

der Rücken mit einer Mischung aus Lehm, Harz und Kräutern abgedeckt. Infektionen werden kaum auftreten. Es wird sich eine Vernarbung bilden, einem Krokodilmuster gleich.

«Mit dieser Prüfung gehören sie zu uns. Sie haben gelernt stark zu sein und Schmerz auszuhalten. Mit dem Tattoo besitzen sie zudem fortan die ganze Macht der Krokodile. Sie gehören zu unseren Ahnen mit all ihrer Intelligenz und Kraft». Renage will mir erklären, was sich nicht erklären lässt.

Hansjörg Hinrichs, Fotojournalist und Expeditionsleiter, bereist von seinem Wohnort Appenzell aus den Südpazifik und dessen Randgebiete seit über 30 Jahren. Als Impulsreferent zeigt er auf, was nicht nur Manager von Urvölkern lernen können.

Sein Unternehmen PACIFIC SOCIETY bietet exklusive Erlebnisprojekte in die Südsee an.
www.pacificsociety.ch



Sämtliche Kolumnen von Hansjörg Hinrichs finden Sie hier.





Das sind die Erfolgsfaktoren eines Kleinstaates

Die gemeinnützige «Stiftung Zukunft.li» versteht sich als ein liberaler Think-Tank für die Aufarbeitung von Themen aus der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, die für die nachhaltige Entwicklung und die Zukunftssicherung Liechtensteins relevant sind. Im Gespräch mit Geschäftsführer Thomas Lorenz.

Interview: Marcel Baumgartner, Bilder: zVg.

Thomas Lorenz, ganz grundsätzlich: Wie gut ist das Fürstentum allgemein aufgestellt und positioniert?

Ein Kleinstaat verfügt per Definition über einen geringen Binnenmarkt. Die wirtschaftliche Integration ist deshalb ein lebenswichtiger Aspekt, den Liechtenstein durch den Zollvertrag mit der Schweiz und die Mitgliedschaft im EWR gelöst hat. Diese Vorteile sind aber auch

nicht gratis zu haben. Der Preis dafür ist der Verlust von Souveränität. Im Fall von Liechtensteins dürfte diese Konstellation aber aktuell die beste aller Lösungen sein. Das gilt auch für den Verzicht

auf eine eigene Währung. In anderen Bereichen steht das Land vor Herausforderungen wie beispielsweise den Begleiterscheinungen der absehbaren demographischen Entwicklung für den Arbeitsmarkt oder die Finanzierung von Pflege und Betreuung alter Menschen, deren Anzahl auch in Liechtenstein in den nächsten Jahrzehnten sehr stark ansteigen wird. Aber auch die Bewältigung des von der Pandemie ausgelösten Strukturwandels in bestimmten Branchen steht

noch bevor. Ein starkes Plus ist andererseits die mehr als solide Verfassung der öffentlichen Haushalte auf allen Ebenen, also Staat, Gemeinden und Sozialversicherungen.

Zweck der «Stiftung Zukunft.li» ist die «Förderung einer nachhaltigen Entwicklung Liechtensteins durch Wissensvermittlung und Beiträge zur Meinungsbildung in relevanten wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Fragen.» Das tönt nun sehr wissenschaftlich. Was sind ganz konkrete Ansätze, die angestossen wurden oder werden?

Das klingt nicht nur wissenschaftlich, sondern wir haben klar das Ziel, unsere Projekte wissenschaftlich fundiert analysiert werden. Und durch einen starken Praxisbezug möchten wir Veränderungen anstossen. Zu diesem Zweck arbeiten wir in der Regel mit spezialisierten Projektpartnern zusammen, die in unserem Auftrag bestimmte Forschungsfragen untersuchen, während wir von der Geschäftsstelle diese in eigene Publikationen zusammenfassen, allenfalls ergänzen und Empfehlungen daraus ableiten. Ein wissenschaftlicher Beirat unterstützt unsere Arbeit im Hinblick auf diese Zielsetzung.

«Es ist schwer vorstellbar, dass Liechtenstein die eine wirtschaftliche Nische findet.»



**Geschäftsführer
Thomas Lorenz:**

«Das greift
deutlich zu kurz.»

Das Themenfeld ist sehr breit. Um nur ein paar Beispiele zu nennen reicht es vom Finanzausgleichssystem, der Zuwanderungsfrage, der Finanzierung der Alterspflege, der Raumentwicklung, einem konkreten Vorschlag zu einem Road-Pricing-System bis zur Frage des Service public, zu der wir kürzlich eine Publikation vorgestellt haben. Auch die Beziehung zur Schweiz haben wir uns näher angeschaut und Empfehlungen zum Beispiel bei den grenzüberschreitenden Dienstleistungen oder bei den sozialversicherungsrechtlichen Regelungen zu Home Office gemacht, die nicht nur für Liechtenstein, sondern im wirtschaftlichen Austausch zwischen beiden Ländern nach unserer Ansicht zu Verbesserungen führen würden.

Welche Eckpfeiler sind wesentlich, um einen Standort nachhaltig zu entwickeln?

Es mag mittlerweile abgedroschen klingen, aber gute Rahmenbedingungen und eine wirtschaftsliberale Grundausrichtung sind in erster Linie entscheidend für eine langfristig positive wirtschaftliche Entwicklung. Dazu gehören beispielsweise ein stabiles politisches Umfeld, die Verfügbarkeit von Arbeitskräften, ein diskriminierungsfreier Zugang zu ausländischen Märkten und ein angemessenes Steuerregime. Aber die wirtschaftliche Entwicklung kann nicht nur auf das Wachstum des BIP ausgerichtet sein. Die Folgen auf die räumliche Entwicklung, auf die Verkehrsbelastung, Umwelt- und sozialpolitische Aspekte usw. sind in eine verantwortungsvolle Wirtschaftspolitik ebenso mit einzubeziehen. Da hat Liechtenstein in verschiedenen Bereichen definitiv Nachholbedarf. Grundsätzlich sind wir aber der Überzeugung, dass freie Marktkräfte in einem angemessenen regulatorischen Umfeld die besten Voraussetzungen für eine umfassende nachhaltige Entwicklung bieten.

Braucht es darüber hinaus auch eine Art Alleinstellungsmerkmal, einen Bereich, in dem man eine Vorreiterrolle einnimmt?

Sie wissen, dass Liechtenstein wie einige andere Staaten in der Vergangenheit von einem starken Treuhandsektor profitierte. Internationale Regelungen wie der automatische Informationsaustausch haben die Rahmenbedingungen wesentlich verändert. Es ist schwer vorstellbar, dass Liechtenstein «die» eine wirtschaftliche Nische findet, die zu einem potenten Alleinstellungsmerkmal wird. Zumal wir der Meinung

sind, dass die heutige diversifizierte Wirtschaftsstruktur gerade für einen Kleinstaat ein Erfolgsfaktor ist. So sind wir denn auch verhältnismässig gut durch die letzten Krisen gekommen.

Das Fürstentum wird oftmals mit dem Bankenzentrum gleichgesetzt. Zu kurz gegriffen?

Das greift sehr deutlich zu kurz. Über 40% der Wertschöpfung werden von der stark exportorientierten Industrie und dem Gewerbe erarbeitet. Liechtenstein zählt damit zu den höchst industrialisierten Ländern der Welt. Der ganze Dienstleistungsbereich, der nicht nur Banken, sondern auch Versicherungen, Treuhandwesen, den öffentlichen Sektor aber auch beispielsweise Architektur- und Ingenieur-Dienstleistungen umfasst, trägt etwas mehr als die Hälfte bei. In der Schweiz ist der Wertschöpfungsanteil des Dienstleistungssektors höher: hier beläuft er sich auf rund drei Viertel der gesamten Wirtschaftsleistung.

Welches sind die Branchen oder Gebiete, die die grössten Impulse aussenden?

Wieder auf den Wertschöpfungsanteil bezogen war das in den letzten Jahren der Wirtschaftszweig «verarbeitendes Gewerbe/Herstellung von Waren» mit rund 40%. Die Konzentration verschiedener international agierender Unternehmen wie beispielsweise Hilti, Hilcona, der Ospelt-Gruppe mit der Marke «Malbuner» oder der Kaiser AG mit den bekannten Schreitbaggern auf diesem kleinen Raum ist schon beachtlich. Der zweitstärkste Sektor waren die Finanz- und Versicherungsdienstleistungen mit einem Anteil von rund 12%.

2019 hat Liechtenstein zudem ein Blockchain-Gesetz geschaffen. Zusammen mit anderen Massnahmen soll damit eine attraktive Rechtsumgebung im FinTech-Bereich entstehen.

«Das klingt nicht nur wissenschaftlich, sondern wir haben klar das Ziel, unsere Projekte wissenschaftlich fundiert analysiert werden.»

**Von klugen Köpfen
der Beziehung
zur Schweiz.**

Das vollständige
Interview mit Thomas
Lorenz gibt es hier.



Allmedia

Allmedia

«Als Schweizer ist man hier Ausländer»

Seit 1948 versteht sich der «Schweizer Verein im Fürstentum Liechtenstein» als Bindeglied zwischen den schweizerischen und liechtensteinischen Behörden. Vereinspräsident Olivier Künzler ist vor zehn Jahren in Fürstentum gezogen. Im Gespräch mit «Die Ostschweiz» ordnet er das politische System, den Stellenwert innerhalb Europas und den Bankenplatz ein.

Interview: Marcel Baumgartner, Bild: zVg.

Olivier Künzler, wie und wann sind Sie selber auf den «Schweizer Verein im Fürstentum Liechtenstein» aufmerksam geworden?

Vor meinem Zuzug nach Liechtenstein verbrachte ich zusammen mit meiner Frau ein Jahr in Sydney, Australien. Die Schweizer, welche wir dort kennen lernten, waren Mitglieder im lokalen Schweizer Verein und hatten da viele Bekannte. So war die erste Aktion, als ich nach Liechtenstein zog, die Anmeldung beim hiesigen Schweizer Verein. Dass ich diesen eines Tages präsidieren würde, hätte ich damals jedoch nicht gedacht.

«Nicht der Finanzsektor ist der wichtigste Wirtschaftszweig in Liechtenstein, sondern der Industriesektor.»

Wie viele Mitglieder hat der Verein heute?

Unser Verein zählt zurzeit um die 400 Aktiv-Mitgliedschaften. Dabei handelt es sich um Einzel- oder Familienmitgliedschaften, weshalb wir die genaue Anzahl Personen nicht beziffern können. Wir gelten aber als grosser Verein und sind jedenfalls die mit Abstand grösste Ausländervereinigung in Liechtenstein.

Auf Ihrer Webseite schreiben Sie: «Die Probleme der in Liechtenstein lebenden Schweizer Bürger sind oft vielfältiger als allgemein angenommen.» Können Sie dieses Spektrum kurz umschreiben?

Das fängt damit an, dass Schweizer nicht einfach nach Liechtenstein zügeln können, wie es

umgekehrt für Liechtensteiner ja problemlos möglich ist. Die meisten Schweizer kommen nur über einen liechtensteinischen Ehepartner zur Aufenthaltsbewilligung. Anders ist das fast nicht möglich, was vielen Schweizern gar nicht bewusst ist und zuweilen als ungerecht empfunden wird. Weitere Themen sind Einbürgerungen bzw. die doppelte Staatsbürgerschaft, die Liechtenstein im Gegensatz zur Schweiz nicht zulässt, oder auch der Militärdienst für junge Schweizer mit Wohnsitz in Liechtenstein.

Wo und in welcher Form wird der Verein am meisten zur Unterstützung beigezogen?

In all den vorgenannten Bereichen werden regelmässig Fragen und Anliegen an uns herangetragen. Wir haben beispielsweise im Vorstand einen Verantwortlichen für das Thema «Rekruten/Militär». Hauptsächlich ist unser Verein aber dazu da, die Geselligkeit unter den in Liechtenstein lebenden Schweizern zu fördern und die Verbundenheit mit der geschätzten «alten» Heimat zu pflegen. Die Mitgliedschaft ist für viele vor allem eine emotionale Angelegenheit.

Wie lange leben Sie selber bereits im Fürstentum?

Ich bin mit meiner liechtensteinischen Frau im Jahre 2011 hierher gekommen. Zuvor lebten wir mehrere Jahre im Kanton Zürich. Uns fiel der Umzug weg vom schönen und urbanen Winterthur ins beschauliche Liechtenstein anfangs zugegebenermassen nicht leicht.

Welche Vorurteile, die bezüglich des Fürstentums allgemein im Umlauf sind, gehören endgültig abgelegt?

Dass es in Liechtenstein nur Banken und Treuhänder gibt und man keine Steuern zahlt. Zunächst ist nicht der Finanzsektor der wichtigste Wirtschaftszweig in Liechtenstein, sondern

der Industriesektor. Hier hat Liechtenstein einige echte Perlen und Weltmarktführer zu bieten. Sodann muss man auch in Liechtenstein Steuern zahlen. Ein weiteres Vorurteil ist, dass die Liechtensteiner eher verschlossen sind gegenüber Neuem. Das habe ich nicht so erlebt.

Sind die beiden Länder im Grundsatz denn effektiv so unterschiedlich?

Es sind zwei eigenständige Länder: Als Schweizer ist man hier Ausländer. Grundsätzlich sind die Länder aber sehr ähnlich: Es gibt keine Grenzkontrollen und auch Liechtenstein hat den Schweizer Franken. Anders – und für einen Demokraten schweizerischer Prägung zum Teil nicht leicht nachvollziehbar – ist vor allem das politische System mit einem Fürsten. Dieser hat gestützt auf die Rechtsgrundlagen weitreichende Machtbefugnisse, was meines Erachtens so in der westlichen Welt einzigartig sein dürfte. Allerdings ist das Fürstenhaus genug intelligent und weitsichtig, diese Macht nur gezielt einzusetzen und niemals auszureizen. So lässt sich auch die hohe Akzeptanz im Volk erklären.

Und wie sieht es mit der Mentalität der Bürgerinnen und Bürger aus?

Auch da gibt es viele Gemeinsamkeiten zu den Schweizern. Die Leute sind grundsätzlich ehrlich, geradlinig und fleissig. Kurzum: Sie sind aus dem gleichen Holz geschnitzt wie die Schweizer.

Was geben Sie Interessierten als erstes mit auf den Weg? Was muss man über das «Ländle» wissen?

Liechtenstein ist ein sehr schönes Land, das zwischen Bergen eingebettet liegt und einem privat wie beruflich viele Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Leider können die Schweizer nicht so einfach hier Wohnsitz nehmen, wenn sie dies möchten. Besuchen können sie das Land aber jederzeit, was sich absolut lohnt.

Können Sie abschliessend folgende Aspekte noch in kurzen Worten einordnen bzw. ihren Stellenwert bezeichnen – angefangen mit dem Fürstenhaus?

Die Liechtensteiner sind stolz auf das Fürstenhaus. Es ist für sie identitätsstiftend, trägt doch das Land dessen Namen. Für uns Schweizer, die wir grundsätzlich stark demokratisch geprägt sind, ist die grosse Zustimmung zur monarchistischen Staatsform zuweilen nicht leicht verständlich. Aber die Liechtensteiner verbinden die erfreuliche Entwicklung des Landes eng mit dem Fürstenhaus und fühlen sich diesem zu grossem Dank verpflichtet.

Und dann der Bankenplatz...

Dieser ist zweifelsohne sehr wichtig für Liechtenstein. Der Bankenplatz verfolgt mittlerweile eine konsequente Weissgeldstrategie, die seit mehreren Jahren Früchte trägt, und ist schweizerisch geprägt. Zahlreiche Schweizer haben Schlüsselpositionen inne: So ist mittlerweile auch der CEO der halbstaatlichen Landesbank (LLB) ein Schweizer.

Den Stellenwert in Europa...

Ich denke, Liechtenstein hat seinen Platz in Europa gefunden. Es ist ein europäisches Vorzeigeland mit hoher Lebensqualität, tiefer Arbeitslosigkeit und ohne Verschuldung. Liechtenstein gehört zum EWR und unterhält gleichzeitig mit der Schweiz eine Zollunion. Liechtenstein ist – wie auch die Schweiz – sehr geschickt darin, gute Kooperationen mit europäischen Staaten einzugehen, ohne die eigene Souveränität zu verlieren.

Und schliesslich noch das Verhältnis zur Schweiz...

Dieses ist sehr gut. Die Schweiz ist für Liechtenstein zweifelsohne der wichtigste Partner, sozusagen wie ein grosser Bruder. Die Schweiz hat vor fast 100 Jahren mit der Zollunion dem seinerzeit nicht auf Rosen gebetteten Liechtenstein Hand geboten und diesem entscheidend unter die Arme gegriffen. Die nachfolgende Entwicklung Liechtensteins ist bekannt und diese war nicht zuletzt dank der Schweiz möglich. Ich denke, das darf man ruhig wieder einmal erwähnen.

«Für uns Schweizer ist die grosse Zustimmung zur monarchistischen Staatsform zuweilen nicht leicht verständlich.»

Olivier Künzler,
Präsident «Schweizer
Verein im Fürstentum
Liechtenstein».



Huber Uhren

Huber Uhren

Solidaritätsfonds für die Kollegen

Sehr teuer, aber dennoch überwiegen die Vorteile: Auch in Krisenzeiten setzt die Hilti Gruppe auf den Wirtschaftsstandort Liechtenstein. Gerade die Corona-Pandemie habe die ausgeprägte Unternehmenskultur einmal mehr betont. Es flossen gar Millionen in einen Fonds.

Text: Manuela Bruhin, Bild: zVg.



Mediensprecher Matthias Hassler

Eine solche Unternehmenskultur entsteht nicht von heute auf morgen.

«Über 2300 Mitarbeitende verzichteten im zweiten Halbjahr 2020 auf fünf Prozent ihres Gehalts.»

Mit fast 1900 Arbeitgeber ist die Hilti Gruppe der zweitgrösste Arbeitgeber im Land. Und gerade die Corona-Krise hat verdeutlicht, dass die kurzen Wege zwischen den Unternehmen, Verbänden und Behörden ein klarer Vorteil bedeuten, sagt Mediensprecher Matthias Hassler. Auf der anderen Seite komme es in Krisen regelmässig zu einer Aufwertung des Schweizer Frankens. «Daraus ergab sich für das Geschäftsjahr 2020 ein negativer Währungseffekt auf den Umsatz von über fünf Prozent – also allein aufgrund der Konsolidierung in Schweizer Franken.» Als sehr teuer betitelt er den Wirtschaftsstandort, aber die liberale Wirtschaftspolitik, die hohe Rechtssicherheit und die gute Sozialpartnerschaft werten die Nachteile klar auf.

Für andere eintreten

Nebst all den Herausforderungen, welche die Corona-Pandemie mit sich brachte, hat sie auch gezeigt, wie gross der «familiäre Spirit» innerhalb des Unternehmens ist. Um die am stärksten betroffenen Kollegen zu unterstützen, wurde ein Solidaritätsfonds eingerichtet. «Über 2300 Mitarbeitende von 14 Standorten, inklusive Management und Verwaltungsrat, verzichteten im zweiten Halbjahr 2020 auf fünf Prozent ihres Gehalts und erhielten dafür zusätzliche Kompensationstage», so Hassler weiter. Dadurch kamen 6,8 Millionen Franken zusammen, die das Unternehmen schliesslich verdoppelt hat. Mit den 13,6 Millionen Franken erhielten beispielsweise über 4000 Mitarbeiter ein bis drei zusätzliche Monatsgehälter.

Gemeinsames Ziel

Eine solche Unternehmenskultur entstehe jedoch nicht von heute auf morgen. Alle eineinhalb bis zwei Jahre durchlaufen alle, von den Mitarbeitenden bis hin zur Konzernleitung, dieselben Kultur-Workshops und setzen sich mit denselben Themen auseinander. Hassler: «Durch können wir als weltweites Team agieren und auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten: eine nachhaltige Wertgenerierung durch Differenzierung und Marktführerschaft.»

Die Corona-Krise habe die langfristige Orientierung für Kontinuität, Stabilität und Vertrauen gezeigt. Sämtliche Aktien des Konzerns befinden sich nach wie vor im Besitz des Martin Hilti Familien Trusts. Die Gründung wurde 1980 durch einen Erbverzicht der Familienmitglieder ermöglicht, dadurch sei der Trust auch unabhängig von allfälligen Familieninteressen. Der Trust stellte einen Kredit zur Verfügung und verzichtete auf eine Dividende, so Hassler. «Das stärkte die Liquidität des Unternehmens und trug dazu bei, dass wir die Arbeitsplätze erhalten und die Investitionen in strategische Projekte weiterführen oder sogar beschleunigen konnten.»



Vom Bolzensetzgerät bis zu Systemlösungen
Die Erfolgsgeschichte von Hilti.

«Grosse Agenturen gibt's in der Stadt, grossartige auf dem Land»

Das Rheintal gilt nicht als Nabel der Werbewelt. Doch in der Kommunikation ist vieles mehr Schein als Sein. Kreativität, gepaart mit der typischen Ostschweizer Zuverlässigkeit, setzt sich immer öfter auch im Rest der Schweiz durch. Im Gespräch mit Carsten Zeiske, CEO der Kommunikationsagentur Foxcom in Diepoldsau.

Interview: Stefan Millius, Bild: Paolo Vaccariello

Mit Blick auf Zürich gilt ja meistens in Bezug auf Agenturen: Je grösser, desto besser. Sie führen eine personell kleine Agentur. Bewusst oder gezwungenermassen? Und was halten Sie von der Grösse als Bewertungskriterium?

Die Grösse zwischen fünf und zehn Mitarbeitenden finde ich ideal und hat sich bei uns so ergeben. Entscheidend ist das erweiterte Netzwerk, das es uns erlaubt, auch grosse Projekte umzusetzen. Vor über zehn Jahren hatten wir mal ein Plakat am Zürcher HB. Dort stand drauf: «Grosse Agenturen gibt's in der Stadt, grossartige auf dem Land.» Mir gefällt der Spruch. Nicht, weil er von uns ist, sondern weil er immer noch zutrifft. Wir betreuen einige Kunden in Zürich und Umgebung.

Ihre Agentur ist bei Pitches überdurchschnittlich erfolgreich. Was ist das Rezept? Nehmen Sie nur in ausgesuchten Fällen teil, bei denen Sie grosse Erfolgchancen haben oder liegt das Geheimnis an einem anderen Ort?

Es gibt kein Rezept. Sonst hätte ich das schon längst für viel Geld verkauft. Wir sind einfach ein starkes Team, in dem sich wirkungsvolle Ideen entfalten können. Als kleine Agentur kriegen wir nicht viele Chancen, an Pitches teilzunehmen, aber diese nutzen wir dann. Mit einer Erfolgsquote von über 80%.

Neben dem Rheintal ist auch Liechtenstein ein Marktgebiet, dort unterhalten Sie auch ein eigenes Büro. Ist diese Präsenz vor Ort in Zeiten der Digitalisierung wichtig? Und ist das klare

Bekenntnis zu einer bestimmten Region eine Einschränkung oder ein Vorteil?

Wir sind froh, dass wir drei Standorte in drei Ländern haben – Diepoldsau, Vaduz und Berlin. Kundennähe ist wichtig, auch wenn wir in den letzten Monaten viele Besprechungen digital geführt haben. Es geht vor allem darum, den Markt und seine Menschen zu kennen. Und da ist es natürlich von Vorteil, wenn man als Agentur vor Ort ist. Aber es geht auch auf Distanz. Wir betreuen einige Kunden in Zürich und Umgebung. Auch ohne Agentursitz in der Nähe.

Sie waren einst ein ambitionierter Sportler. Wo sehen Sie Parallelen zwischen Leistungssport und ihrer heutigen Tätigkeit?

Da gibt es viele Parallelen. Erfolgreiche Sportler und erfolgreiche Agenturen haben immer ein gut funktionierendes Team. Wir gewinnen und verlieren zusammen. Abgesehen davon ist es unseren Kunden nicht wichtig, wer bei uns die zündende Idee hatte, ob Creative Director oder Lehrling. Als Captain der Deutschen Unihockey-Nationalmannschaft war es mir grundsätzlich egal, wer die Tore geschossen hatte. Aber natürlich war es immer gut fürs eigene Selbstbewusstsein, wenn ich es war, der getroffen hat. (lacht)

«Entscheidend ist das erweiterte Netzwerk, das es uns erlaubt, auch grosse Projekte umzusetzen.»

Carsten Zeiske:

«Wir sind froh, dass wir drei Standorte in drei Ländern haben – Diepoldsau, Vaduz und Berlin.»



Wenn die (Ost-)Schweiz das Zünglein an der Waage spielt

Negative Testergebnisse, Quarantäne, Einreisebeschränkungen: Das Reisen war in den vergangenen Monaten coronabedingt an viele Hürden geknüpft. Zu viele, fanden einige, und blieben Zuhause. Oder suchten eine Alternative, bei der sich das Reisen relativ unkompliziert gestaltete: wie beispielsweise im Fürstentum Liechtenstein. Die Schweiz mauserte sich dort gar zum wichtigsten Herkunftsland.

Text: Manuela Bruhin, Bilder: zVg.

Was heute gilt, ist morgen längst veraltet. Auslandsferien zu buchen, sorgt bei den meisten für Schnappatmung und Verwirrung. Welche Länder das Bundesamt für Gesundheit BAG nun auf die Risikoliste setzt, wo welche Einreisebestimmungen herrschen oder gar eine Quarantäne eingehalten werden muss – da bleiben viele lieber gleich Zuhause. Da sich die Krise aber hinzieht, wurde nach einer Alternative gesucht. Und bei unserem Nachbarn gefunden. Zwar sei man natürlich – wie überall auf der Welt – von der Corona-Pandemie betroffen, wie Nicole Thöny, Projektleiterin Marketing und Kommunikation von Liechtenstein Marketing, erklärt. «Als das Reisen wieder, wenn auch eingeschränkt, möglich wurde, ist die Nachfrage nach alpinen Destinationen gestiegen. Davon hat auch unser Bergdorf Malbun profitiert.» Die Logiernächte in den Hotelbetrieben im Berggebiet

gingen gemäss Statistik daher insgesamt über das ganze Jahr 2020 nur leicht zurück. Im Liechtensteiner Talgebiet brachen diese jedoch aufgrund des ausbleibenden Geschäftstourismus um mehr als einen Drittel ein.

Die «Sommer-Bucket-List»

Bereits vor Corona war es der Fall, dass der grösste Teil der Gäste in den Wintermonaten aus der Schweiz stammt. Der Trend habe sich jedoch im vergangenen Jahr aufgrund der Reiserestriktionen vieler Länder verstärkt, erklärt Thöny weiter. Insgesamt betrug im 2020 die Anzahl der Schweizer Logiernächte 64 949 – das entspricht einem Anteil von 50,9 Prozent. Ein Jahr zuvor lag dieser noch 30,6 Prozent. «Damit ist die Schweiz das wichtigste Herkunftsland», fasst es Thöny zusammen. Besonders beliebt seien die unvergleichbaren Gästeelebnisse, wie beispielsweise die fürstliche Hofkellerei und die Schatzkammer im Zentrum von Vaduz. «Zudem bietet Liechtensteins Kleinheit auch die einzigartige Möglichkeit, kulturelle Erlebnisse, wie etwa ein Besuch im Kunstmuseum, mit einem Outdoorerlebnis zu kombinieren.» So dauere die Autofahrt nur knapp 20 Minuten, bis man vom lebendigen Vaduzer Städtle im idyllischen Bergdorf Malbun sei. Thöny: «Vom Picasso auf den Berggipfel – und das

am selben Tag.» Es habe einen besonderen Charme, innerhalb weniger Tage ein ganzes Land durchzuwandern. Der Liechtenstein-Weg führt auf 75 Kilometern durch alle elf Gemeinden des Landes. Thöny beschreibt es auch als ein «schönes, coronakonformes Erlebnis für die diesjährige Sommer-Bucket-List».

Hält der Trend an?

Gerade, weil für Schweizer keine Corona-Auflagen gelten, sei Liechtenstein für eine gewisse Zeit die einzige Auslandsoption gewesen – und die Schweizer nahmen es dankbar an, den kleinen Nachbarn als Ausflugs- und Feriendestination zu entdecken. Dabei machten die Deutschschweizer den grössten Anteil aus, gefolgt von Gästen aus der Romandie. Ob der Trend auch in dieser Saison anhalten wird, ist laut Thöny schwierig abzuschätzen. Sie geht davon aus, dass die Nachfrage aus den Nahmärkten, insbesondere der Schweiz, hoch bleiben werde. Aber: «Auch unsere weiteren Nachbarländer sind in den Startlöchern. Die Leute wollen wieder reisen, dabei jedoch in der Nähe bleiben.» Und davon gilt es jetzt, profitieren zu können – vor allem während der Hauptreisezeit.

Bereits vor Corona war es der Fall, dass der grösste Teil der Gäste in den Wintermonaten aus der Schweiz stammt.



Kurztrips

Fürstentum Liechtenstein



Auge in Auge mit dem Steinadler

Nur im Liechtensteiner Bergdorf Malbun gibt es die Möglichkeit, mit einem Steinadler eine Wanderung zu unternehmen. Als besonderes Highlight bietet einem die Falknerei Galina die Möglichkeit, einen Steinadler hautnah und ganz «privat» zu erleben. Vom startenden über den fliegenden, kreisenden bis hin zum landenden Adler reichen die faszinierenden Augenblicke. Übrigens mit Fotomotiven, die man nirgendwo sonst auf der Welt erhält. Spannend sind zudem die Anekdoten und Geschichten rund um diese edle Jagdform, die früher nur Fürsten, Königen und Kaisern vorbehalten war.

www.tourismus.li/adlerwanderung

Weltweit einzigartig – Der Liechtenstein-Weg



Im Fürstentum Liechtenstein können Wanderer auf dem Liechtenstein-Weg innerhalb von wenigen Tagen ein ganzes Land erkunden und in seiner ganzen Tiefe kennenlernen. Der 75 Kilometer lange Liechtenstein-Weg führt durch alle 11 Gemeinden des Landes, vorbei an idyllischen Weinbergen, Naturschutzgebieten, alten Dorfkernen, vielen Sehenswürdigkeiten und ist gespickt mit herrlichen Ausblicken. Je nach Sportlevel kann der Weg in zwei, drei oder mehr Tagen erkundet werden. Ein Gepäcktransport sorgt für das nötige Extra an Entspannung. Tipp: Es gibt auch eine abwechslungsreiche 85 km lange E-Bike Strecke entlang des Liechtenstein-Wegs.

www.liechtensteinweg.li

Liechtensteinische SchatzKammer

Wunder, Prunkwaffen, Fabergé und Mondgestein – Kostbarkeiten aus der Fürstlichen Sammlung, aussergewöhnliche Exponate zu Liechtenstein, aus der ganzen Welt und darüber hinaus. Die Liechtensteinische SchatzKammer zeigt einem eine im Alpenraum einmalige Kollektion an Preziosen aus fünf Jahrhunderten. Kunstwerke, Kunsthandwerk und Besonderheiten erlebt man in überwältigender Dichte und Vielfalt. Mit einer repräsentativen Auswahl an Werken haben «LIECHTENSTEIN. The Princely Collections Vaduz–Vienna» einen wichtigen Teil für die SchatzKammer zur Verfügung gestellt.



www.schatzkammer.li

Lama- und Alpaka-Trekking

Es gibt fast nichts Entspannteres als eine Wanderung durch die Liechtensteiner Alpenwelt mit Lamas und Alpakas. Ein unvergessliches Naturerlebnis für Gross und Klein ist garantiert. Anna-Lena Beck und Marc Schädler kennen ihre Lamas und Alpakas und wissen viel Interessantes über die haarigen Freunde zu erzählen.

www.lama-alpaka.li





Sonnenaufgang auf dem Naafkopf

Über 400 Kilometer gut ausgebaute und beschilderte Wanderwege und Berge bis 2600 Meter locken mit ihrer Schönheit zum Wandern im Fürstentum. Einer der aussichtsreichsten Rundwanderwege ist der Fürstingina-Weg, der auf 2000 Metern Höhe zur Pfälzerhütte führt. Es lohnt sich auf der Pfälzerhütte zu übernachten und frühmorgens hinauf zum Naafkopf zu wandern und einen grossartigen Sonnenaufgang zu geniessen. Tipp: Bestellen Sie den kostenlosen Wanderführer Liechtenstein mit 21 Tourenvorschlägen.

www.tourismus.li/wandern

Kunstmuseum Liechtenstein

Das im Jahr 2000 eröffnete Kunstmuseum Liechtenstein setzt nach aussen einen kraftvollen Akzent. In seinem Innern öffnen sich auf zwei Etagen grosszügige Ausstellungssäle, in denen Präsentationen aus der Sammlung und grosse Wechselausstellungen internationaler Kunst des 20. und 21. Jahrhunderts gezeigt werden. Seit 2015 ist das Kunstmuseum um das Ausstellungsgebäude der Hilti Art Foundation erweitert. Die bedeutende Liechtensteiner Privatsammlung umfasst herausragende Werke von der klassischen Moderne bis zur Gegenwart. Über 140 Jahre Kunstgeschichte warten darauf, erfahren und entdeckt zu werden.



www.kunstmuseum.li



Hofkellerei des Fürsten von Liechtenstein

Vom Eschnerberg im Norden des Landes bis zum Hügel Gutenberg im Süden ist Liechtenstein für den Weinliebhaber interessant. Das milde Föhnklima lässt die Trauben wachsen und die liechtensteinischen Winzer sind Meister ihres Fachs. Über 100 Winzer, davon vier Berufswinzer, erzeugen die edlen Tropfen. Die Fürstliche Hofkellerei in Vaduz bietet sowohl einen guten Überblick wie auch önologische Raritäten, die verkostet und erworben werden können. Die Hofkellerei des Fürsten von Liechtenstein befindet sich in der Reblage Herawingert. Der Herawingert zählt mit seinen vier Hektar Rebfläche zu den besten Reblagen im Rheintal; dies aufgrund der Lage nach Südwesten und dem milden Föhnklima. Zusammen mit der Bodenbeschaffenheit sind es ideale Bedingungen für den Anbau von Pinot Noir und Chardonnay.

www.hofkellerei.li

Die Natur mit Kinder- augen entdecken

Das idyllische Bergdorf Malbun liegt auf 1600 m ü. M. und ist mit seiner traumhaften Alpenlandschaft die perfekte Familiendestination. Mit Lupe, Massstab und viel Spass können Kinder die Alpenwelt auf dem Forscherweg in Malbun erkunden. Der Forscherweg hat zehn Stationen und beginnt beim «Schlucher-Treff» am Ortseingang von Malbun. Dort stehen die Wetterstation und eine Sonnenuhr. Die Kinder lernen Interessantes über Sonne, Wolken, Luft, Wind und lösen die erste Aufgabe. Weiter geht's zum Steinbrunnen, wo bereits die nächste Herausforderung wartet. Daneben gilt es, die Pflanzen- und Tierwelt im Alpengebiet zu entdecken, Suchspiele, Steintisch-Memory und musikalische Aufgaben zu meistern.



www.forscherweg.li

Wanderungen mit Berggotta-Berggötti

In Kleingruppen von maximal zehn Personen entdecken die Teilnehmenden vom Angebot «Berggotta Berggötti» sagemwobene Täler, tierreiche Wälder und erklimmen atemberaubende Gipfel mit herrlichen Ausblicken. Dabei erzählen die liechtensteinischen Berggottas und Berggöttis Geschichten über ihre geliebte Alpenwelt, die Charakteristiken der Pflanzen und Tiere sowie die Entwicklung des Landes und die Eigenheiten seiner Bewohner.

www.berggottaberggoetti.li





COVID-Nachsorgekur: **Zurück** zur alten **Lebensqualität**

Das Konzept der Oberwaid in St.Gallen vereint hochspezialisierte medizinische Kompetenz mit erstklassiger Hotellerie. Neu entwickelt wurde ein spezifisches Angebot für Long-Covid-Patienten. Was es damit auf sich hat, erklärt **Dr. Uwe Grommas, Leiter Kardiologische Rehabilitation & stv. Medizinischer Direktor der Oberwaid.**

Interview: Stefan Millius, Bilder: zVg

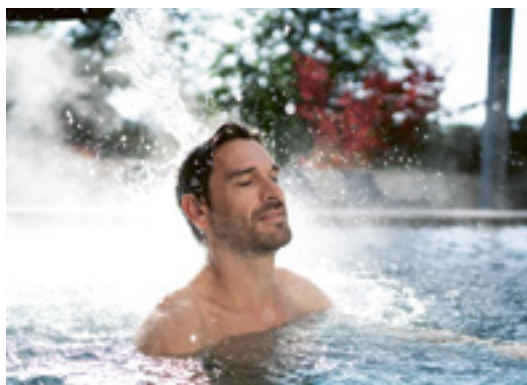
Die COVID-Nachsorgekur ist ein neu entwickeltes Angebot der Oberwaid. Inwiefern unterscheidet sich diese Kur ganz allgemein gesprochen vom generellen Angebot?

Wie auch bei unseren anderen medizinischen Angeboten definieren wir anhand der Aufnahmeuntersuchung einen individuellen Therapieplan, der auf den medizinischen Befunden fusst und die Wünsche, Ziele und Möglichkeiten des jeweiligen Patienten berücksichtigt. Denn so individuell jeder Krankheitsverlauf ist, so individuell muss auch die therapeutische Nachsorge sein.

Die COVID-Infektion hat viele Gesichter und die Symptome sind vielfältig. Bereits in einem telefonischen Vorgespräch ermitteln wir die Bedürfnisse und individuellen Einschränkungen des Patienten. Die gewonnenen Erkenntnisse fliessen dann direkt in einen vorläufigen Therapieplan ein, der nach der Eintrittsuntersuchung noch individuell angepasst und erweitert wird.



Mediziner Uwe Grommas:
«Die Langzeitfolgen von COVID werden uns noch Monate oder Jahre beschäftigen.»



Man spricht allgemein meist von der Hospitalisation, aber nicht von der Nachbehandlung. Wie wichtig ist diese aus Ihrer Sicht?

Bislang werden fast ausschliesslich die Sterberate und die Inzidenz der Infektion betrachtet, jedoch finden die Häufigkeit und Dauer der tatsächlichen Erkrankung noch wenig Beachtung. Erst in der letzten Zeit taucht der Begriff «Long-COVID» öfter in den Diskussionen und wissenschaftlichen Studien auf.

Die Nachbehandlung ist für einige Patienten enorm wichtig, denn die grosse Gruppe der älteren Patienten ist nach Austritt aus dem Spital oft schon von alltäglichen Dingen überfordert. Dabei spielen körperliche und kognitive Einschränkungen wie vermehrte Vergesslichkeit, Wortfindungsstörungen u.ä. eine Rolle. Aber auch bei jüngeren Patienten finden sich zum Teil länger andauernde Beschwerden, die sie in ihrer beruflichen wie alltäglichen Leistungsfähigkeit einschränken. Fest steht, die Langzeitfolgen werden uns in den nächsten Monaten und vielleicht sogar Jahren beschäftigen.

Gibt es typische Nachleiden der Betroffenen, auf die Sie immer wieder stossen?

Die häufigsten Symptome, die auch nach überstandener Erkrankung noch vorhanden sein können, sind vor allem chronische Müdigkeit (Fatigue), Atemnot und Husten. Hinzu kommt das verstärkte Auftreten einer Depression.

Auffälligkeiten finden sich zudem vermehrt bei den Labor-Entzündungswerten und einer reduzierten Lungenfunktion.

Haben Sie Erfahrungswerte, wie viele der Betroffenen nach der eigentlichen Genesung noch ein Nachsorge-Programm benötigen?

Ehrlicherweise – nein. Wie viele Betroffene als vermeintlich genesen entlassen werden, aber dann ambulant durch Hausarztbesuche weiter betreut werden, wissen wir nicht. Die Spätfolgen einer COVID-Erkrankung sind auch für die Angehörigen nicht einfach zu erkennen und schwer zu objektivieren. Es gibt keine Messmethode für Müdigkeit, selbst Luftnot ist schwer zu quantifizieren. Auch wenn hier der Auslöser für die Beeinträchtigungen bekannt ist, besteht die Gefahr, dass die individuellen Defizite übersehen, übergangen oder klein geredet werden.

In Fällen, in denen der Schweregrad der Symptomatik eine Kostengutsprache für eine klassische Rehabilitation nicht ausreichend erscheinen lässt, bietet sich eine Kur-Massnahme an. Dabei zahlt die Krankenkasse die Kosten für die zugelassenen diagnostischen und therapeutischen Massnahmen – wie zum Beispiel im ambulanten Bereich. Die Kosten der Hotellerie werden dann noch je nach Versicherungsvertrag bezuschusst.

«Es gibt tief verunsicherte Patienten, die sich vor allem Ruhe in einer medizinisch betreuten Umgebung wünschen.»



Nach überstandener Erkrankung gibt es unterschiedliche Ausgangslagen. Was bietet die Oberwaid konkret für die verschiedenen Bedürfnisse an?

Vom Extremfall, also beispielsweise dem noch erforderlichen Bedarf einer Sauerstoffgabe, über Physiotherapie mit Atemtraining bis hin zu medizinischer Trainingstherapie. Aber auch die Behandlung von psychischen Belastungen oder gar posttraumatischen Belastungsstörungen stehen zur Verfügung.

«LONG-COVID rückt in den Fokus.»

Es gibt Patienten, die in erster Instanz Ruhe, Entlastung durch Übernahme der Alltagstätigkeiten brauchen und sich die Sicherheit, zu jeder Tages- und Nachtzeit einen Arzt oder pflegerische Unterstützung in Anspruch nehmen zu dürfen, wünschen. Diese Sicherheit ist bei unserer COVID-Nachsorgekur rund um die Uhr gegeben.

Die verschiedenen Bedürfnisse können wir durch Ärzte aus den Bereichen Innere Medizin, Kardiologie, Muskuloskeletale Rehabilitation und Psychosomatik sowie den Teams der Physio- und Sporttherapie und der Pflege hervorragend abdecken.

Ein weiteres Bedürfnis kann die adäquate Ernährung sein. Die Erkrankung hinterlässt ja nicht selten einen Geschmacks- und Geruchsverlust und somit auch Appetitlosigkeit. Viele Patienten haben an Gewicht und Muskelsubstanz verloren. Ernährungsberater und eine saisonale, frische und naturnahe Küche helfen bei der Rückkehr zu einem gesunden Essverhalten.

Auch kognitive Einschränkungen wie vermehrte Vergesslichkeit, Wortfindungsstörungen u.ä. können länger andauernd vorliegen und bedürfen eines gezielten neurokognitiven Trainings.

Auf welche Zeitspanne muss man sich für die Kur in der Oberwaid einstellen?

Zeit ist ein elementarer Faktor jeder Heilung oder Besserung. Doch diese Genesungszeit kann nur begrenzt in hochspezialisierten Institutionen wie dem Spital oder einer Rehabilitation stattfinden. Entweder muss dies Zuhause mit

Unterstützung der Familie und des ambulanten Hilfesystems gelingen oder aber in einer stützenden und helfenden Umgebung wie der Oberwaid. Für unsere COVID-Nachsorgekur sind zwei Wochen ein Minimum, dessen es bedarf.

Was muss man «mitbringen», um die Voraussetzungen für eine Aufnahme zu erfüllen?

Die akute Krankheit muss weitgehend überstanden sein und eine Infektiosität darf nicht mehr bestehen. Es genügt eine Kurverordnung. Und selbstverständlich braucht es die Bereitschaft, sich auf die Therapie und Angebote einzulassen.

COVID-Nachsorgekur

Jeder COVID-19 Krankheitsverlauf ist individuell und benötigt ein massgeschneidertes Nachsorge-Programm. In der Oberwaid begleitet Sie ein interdisziplinäres Team aus renommierten FachärztInnen und TherapeutInnen professionell auf Ihrem Weg zurück zu Ihrer alten Lebensqualität.

Für diese PatientInnen ist die COVID-Nachsorgekur besonders geeignet:

- Erschöpfte PatientInnen, die nach der COVID-Erkrankung Ruhe und Erholung brauchen und dabei auf Diskretion und eine erstklassige Hotellerie setzen
- Erschöpfte PatientInnen, die nach der Krankheit oder nach dem Spitalaufenthalt einen aktiven körperlichen Aufbau inkl. Pflege benötigen
- PatientInnen, die psychische Betreuung und Unterstützung nach einem schweren Krankheitsverlauf wünschen

Die Konzepte leiten sich aus der etablierten Rehabilitationsmedizin ab und enthalten je nach Erfordernis:

- Diagnostik
- Pflegerische Massnahmen
- Sauerstofftherapie
- Herzrhythmusüberwachung
- Sicherheit durch FachärztInnen diverser Disziplinen

Voraussetzungen für die Aufnahme:

- Überstandene akute Erkrankung
- Ärztliche Kurverordnung

Es ist zum verrückt werden...



Würden Sie sich selbst als voll entwickelte und funktionsfähige Person bezeichnen? Ich bin mir fast sicher, dass die meisten dies umgehend mit der Vorstellung eines verantwortungsvollen Mitglieds der Gesellschaft verbinden, welches auch in Krisenzeiten leistungsbereit und ohne Krankheitsabsenzen ihren Job erfüllt.

Das hat Carl Rogers, einer der Begründer der personenzentrierten Beratung damit aber nicht gemeint. Eine solche Person ist nach ihm vielmehr jemand, der fähig ist, all seine Gefühle zu erleben und vor keinem dieser Gefühle Angst hat. Jemand, der damit beschäftigt ist, sein eigenes Beweismaterial zu finden und vollkommen mit dem Prozess beschäftigt ist, sich selbst zu sein und zu werden.

Es ist zum verrückt werden, dass wir die Marsmission planen und die Entwicklung künstlicher Intelligenz vorantreiben, während wir uns im Umgang mit unseren Emotionen häufig noch wie Kleinkinder in der frühen Entwicklungsphase benehmen. Menschen, welche in unserer emotionsregulierten Gesellschaft ihren Gefühlen spontan Ausdruck verleihen oder Dinge tun, die nach aussen völlig zweckfrei erscheinen, werden manchmal als leicht verrückt taxiert.

Menschen sterben infolge ihres Organismus, der nicht mehr funktionsfähig ist. Menschen sterben auch an den Folgen eines Geistes, der in der Dunkelheit gefangen ist und die Schönheiten im Leben nicht mehr erkennen kann. In der tibetischen Psychologie wird destruktiven Denkprozessen und den daraus resultierenden negativen Emotionen grosse Aufmerksamkeit geschenkt.

Schüler*innen lernen dort, sich eine Emotion wie Trauer oder Angst als Person vorzustellen und sich in sie hineinzusetzen, um herauszufinden, womit sie genährt werden möchte.

Diese Kolumne widme ich meinem Vater. Sein Geist war optimistisch und fröhlich, während sein Herz zu müde geworden ist. Ich halte mich daran, was er mich gelehrt und selbst vorgelebt hat: Ich ziehe die Schönheit in den Dingen der Nützlichkeit vor. Ich bin nämlich nicht verrückt. Und wie geht es Ihnen?

Simone Hengartner Thurnheer ist Dozentin an der OST – Ostschweizer Fachhochschule mit Schwerpunkt Kommunikation und professionelle Gesprächsführung in der Sozialen Arbeit



Alle bereits publizierten Artikel von Simone Hengartner Thurnheer finden Sie hier.

Kategorien

Er ist von Sinnen! Das sagen die Angehörigen Jesu an einer Stelle der Bibel über ihn. Er ist verrückt! Verrückt, weil er Dämonen austreibt, weil er das Böse vertreibt und sich für das Gute einsetzt.

Jesus ver-rückte die Lebenssituationen vieler Menschen. Er rückte zurecht! Rückte sie wieder ins rechte Licht. Er gab ihnen wieder Platz unter den Menschen, in der Gesellschaft und lies sie am Leben teilhaben.

Heute sind wir oft schnell im Urteilen darüber, wer ver-rückt ist und wer nicht. Wir meinen zu wissen, wie das Leben gelebt werden soll, was noch im Rahmen des Ertragbaren und was ausserhalb jeder Norm liegt. Ein Urteil mit Folgen. Denn zurück-rücken ist wesentlich schwieriger und dauert länger. Wer den Stempel ver-rückt trägt, wird ihn nicht so schnell wieder los. Seien wir darum vorsichtig, wenn wir die Kategorie verrückt verteilen aber bemüht darum, ver-rückte Menschen nicht aus den Augen zu verlieren.

SP. Andy Givel, Pallottiner



Hier geht es zu den bereits erschienenen Kolumnen von Andy Givel.

Ein Heizungsersatz mit Weitsicht

Mit dem Bauboom in den 1990-er Jahren konnten sich viele den Traum vom Eigenheim erfüllen. Heute sind die damals installierten Heizungen in die Jahre gekommen. Da stellt sich Besitzerinnen und Besitzern unweigerlich die Frage nach passendem Ersatz. Wie er vorgegangen ist und was die Chemie für eine Rolle spielt, erzählt Herr Düringer im Interview.

Im Jahr 1999 hatte sich Familie Düringer ihren Traum erfüllt und ihr Eigenheim gebaut. Damals war ihr Entscheid auf eine Ölheizung gefallen. Als bei ihrer Heizung die Betriebsdauer auslief und ein Defekt auftrat, mussten sich die Düringers entscheiden: Reparatur oder eine neue Heizung?

Herr Düringer, was war der Grund, dass Sie über einen Heizungsersatz nachdachten?

«Extrem wertvoll war auch, Informationen bei Leuten zu holen, die sich für diese Art von Heizung entschieden hatten. Nicht zuletzt hatte ich volles Vertrauen in den Heizungsfachmann.»

«Die Heizung hatte 21 Jahre lang ihren Dienst geleistet. Dann stellte ich fest, dass der Brenner defekt war und hätte ausgetauscht werden müssen. Da war für mich schnell klar, dass ich weg wollte von fossilen Brennstoffen. Ausschlaggebend war für mich damals schon die Diskussionen über die steigenden CO₂-Abgaben.

Auch der Beitrag aus der kantonalen Energieförderung und die steuerlichen Vorteile waren verlockend.»

Wie gingen Sie dann konkret vor?

«Meine Nachbarn hatten ein neues Haus gebaut und sich für eine Wärmepumpe mit Erdwärme entschieden. Sie schwärmten davon, berichteten von ihren durchwegs guten Erfahrungen und gaben mir hilfreiche Informationen. Auch von Kollegen erhielt ich ein positives Echo. Darauf bat ich einen mir bekannten Heizungsfachmann um eine Beratung.»

Wie lief diese Beratung ab?

«Zuerst verschaffte er sich einen Überblick in unserem Haus und erkundigte sich nach unseren Vorstellungen. Er erklärte uns die verschiedenen Heizsysteme und zeigte die jeweiligen Kosten und Nutzen auf. Auch über den zeitlichen und organisatorischen Ablauf des Heizungsersatzes diskutierten wir ausführlich.»

Warum entschieden Sie sich schlussendlich für eine Wärmepumpe mit Erdwärme?

«Ich kam zum Schluss, dass für uns das Verhältnis zwischen Kosten und Nutzen das beste ist. Klar sind die Investitionskosten hoch. Aber die federt der Kanton mit seinem Beitrag ab. Und über die Jahre gerechnet bekomme ich mit wenig Unterhalt sehr günstig und zuverlässig Wärme aus dem Erdreich geliefert. Das macht langfristig absolut Sinn.»

Welche Erfahrungen haben Sie mit der neuen Heizung bis jetzt gemacht?

«Durchwegs nur gute. Man muss wissen: Die Kosten für den Strom werden wohl etwas ansteigen. Da die Heizung noch kein Jahr steht, kann ich noch nicht abschätzen, wie hoch der definitive Stromverbrauch ist. Nach meinen Berechnungen sollte die Heizung nach 10 Jahren amortisiert sein. Mir war wichtig, Kosten und Nutzen selbst abzuwägen. Extrem wertvoll war auch, Informationen bei Leuten zu holen, die sich für diese Art von Heizung entschieden hatten. Nicht zuletzt hatte ich volles Vertrauen in den Heizungsfachmann. Dass die Chemie stimmt, ist ganz wichtig.»

Förderung
Wärmepumpen



Energieagentur St.Gallen GmbH
Vadianstrasse 6, 9000 St.Gallen,
Tel. 058 228 71 61, info@energieagentur-sg.ch
www.energieagentur-sg.ch

HEIZEN SIE MIT
EINHEIMISCHER,
ERNEUERBARER ENERGIE
DIE NATUR
DANKT IHNEN

Sie haben die Wahl zwischen erneuerbarer Energie oder mehr Belastung der Natur?

Dann sollten Sie unbedingt auf eine Impulsberatung für Wohnbauten zugreifen. Erstens ist sie kostenlos und zweitens gewinnen Sie neue Entscheidungsgrundlagen. Auf unserer Website erhalten Sie Wissenswertes zum Thema erneuerbare Energie. Brennende Fragen werden Ihnen über unser Beratungstelefon unter 058 228 71 71 sofort beantwortet.

www.energieagentur-sg.ch/impulsberatung

erneuerbarheizen

Wie man sich einrichten sollte – oder eben doch nicht?

Wer eine neue Wohnung bezieht und sich die Beratung eines Einrichtungsprofis ersparen will, findet im Web viele Tipps. Nur: Die gut gemeinten Ratschläge haben selten etwas mit der typischen Wohnwirklichkeit in der Schweiz zu tun. Und manchmal wirken sie unfreiwillig komisch. Ein nur leicht satirischer Blick auf Expertenstimmen.

Text: Stefan Millius, Illustration: shutterstock

Man soll sich in seiner eigenen Wohnung wohl fühlen. Aber die Gäste sollten auch ein bisschen beeindruckt sein. Und was, wenn man plötzlich prominent wird und eine Homestory winkt? Jedenfalls ist es vielen Schweizerinnen und Schweizern nicht völlig egal, wie die eigenen vier Wände aussehen.

«Wozu muss eine Wand frei bleiben? Was macht man mit einer freien Wand?»

Wer sich dabei nicht einfach auf den eigenen Geschmack verlassen will, sucht gerne im Internet nach allgemeingültigen Antworten über das, was punkto Einrichtung geht oder nicht geht, wie die aktuellen Trends aussehen und so weiter. Das Problem ist nur: Die wenigsten Tipps sind realitätsnah. Für die meisten müsste man über ein mittleres Schloss oder wenigstens ein Loft von 500 Quadratmetern verfügen. Und über Geld. Viel Geld.

Freie Wände braucht das Land!

Lesen wir uns also durch die Welt der Expertenratschläge. Fast jede Webseite, die Einrichtungstipps vermitteln will, schreit es ganz zuoberst: «Stellen Sie die Möbel nicht an die Wand!» Mit anderen Worten: «Tun Sie bloss nicht, was fast jeder tut.» Warum denn eigentlich nicht? Zum Beispiel, heisst es an einer Stelle, weil keine Wand mehr frei bleibt, wenn Sofa, Schrank, Regale und Kommoden alle dort zu stehen kommen. Wobei die Frage ja ist: Wozu muss eine Wand frei bleiben? Was macht man mit einer freien Wand? Und die andernorts genannte Gefahr, dass der freie Platz zwischen den Wänden sonst schnell «wie ein Mini-Ballsaal» aussehe, mutet angesichts der gängigen Wohnflächen auch eher seltsam an. So mancher wäre froh um einen kleinen Ballsaal. Jedenfalls: Wohl dem, der so viel Platz hat,

dass er das Sofa mitten in den Raum stellen kann – wie vorgeschlagen – und dann den Fernseher trotzdem nicht direkt vor der Nase hat. Das ist dann ein Erste-Welt-Problem.

Überhaupt scheint alles, was dem Standardreflex entspricht und in den meisten Wohnsituationen Realität ist, für Profis nicht zu gehen. «Kaufen Sie keine Sitzecke!», rät ein anderes Portal. Klar, denn mit einer Sitzecke sind ja auf einen Schlag gleich zwei Wände belegt, was ja nicht sein darf, wie wir inzwischen gelernt haben. Deshalb solle man sich besser für verschiedene einzelne Elemente in der zueinander passenden Optik entscheiden. Auch hier klingelt der Wirklichkeits-sinn Alarm. Erstens sind fixfertige Sets meist günstiger. Und zweitens kostet die Suche nach einer stimmigen Kombination aus Einzelstücken viel Zeit – wenn sie überhaupt jemals



erfolgreich ist. Und hat man es endlich geschafft, wird früher oder später jemand sagen, die Kombination sei nicht stimmig. Das Problem hat man bei einer Sitzzecke aus der Ausstellung jedenfalls nicht.

Der perfekte Teppich ist «mittelgross»

Recht originell ist auch die Sache mit dem Teppich. Das Problem sei, dass sich viele Leute für einen zu kleinen oder zu grossen Teppich entscheiden, heisst es in einem Trendbericht. Gross erdrückt den Raum, klein macht das Zimmer optisch noch kleiner. Also besser mittelgross? Und was bedeutet das, je nach Fläche? Die virtuellen Berater lassen einen da ziemlich im Ungefähren.

Und dann kommt sie doch noch, wieder auf einer anderen Plattform, die Lösung zum Rätsel der Wände, die unbedingt frei bleiben sollen. Man soll sie farbig anstreichen! Das lasse die Wohnung «sofort persönlicher, wohnlicher und auch irgendwie ein Stück weit besser aussehen», heisst es dazu. Was wohl aber stark von der gewählten Farbe und den persönlichen Malerqualitäten abhängt. Und ausserdem müsse der Anstrich natürlich passend zu den Möbeln und dem Ambiente sein. Aber wir sollen die Möbelstücke, siehe oben, ja auf keinen Fall als Ensemble kaufen, sondern einzeln zusammensuchen. Und dann noch eine Wandfarbe finden, die zu allem passt? Es wird allmählich anstrengend.

Aber das scheint unumgänglich. Denn ein weiterer Tipp lautet: «Seien Sie individuell.» Man solle auf keinen Fall einen bestimmten Wohnstil komplett kopieren. Was übersetzt eigentlich auch heisst: Übernehmen Sie auf keinen Fall eine komplette Tippliste aus dem Internet, sonst sieht Ihre Wohnung aus wie die vom Nachbarn, der auf derselben Webseite war.

Stehen statt sitzen

Richtig witzig wird es beim Thema Kissen. Diese seien zwar dekorativ und bringen ein «behagliches Wohngefühl», schreibt ein Experte, aber ein Sofa könne schnell überladen wirken. Man solle die Kissen so gruppieren, «dass genügend Platz frei bleibt, um darauf zu sitzen oder zu liegen.» Mit Verlaub, aber wer so viele Kissen auf seinem Sofa drapiert, dass er danach stehen bleiben muss, weil er nirgends mehr sitzen kann, der sollte sowieso keine eigene Wohnung haben, sondern in einer betreuten Wohnform leben. Das gilt übrigens auch für den Tipp, den Wohnraum nicht zu überladen. «Türen, Eingänge und Durchgänge sollten frei begehbar sein.» Ist nicht wahr! Der Kleiderschrank vor der Küchentür ist also doch keine so gute Idee?

«Richtig witzig wird es beim Thema Kissen.»

Fazit: Wer sich um jeden Preis durch virtuelle Ratgeber lesen will, bevor er oder sie die Wohnung einrichtet: Bitte sehr, es hat durchaus Unterhaltungswert. Im Zweifelsfall ist ein Termin bei jemandem, dem man die individuelle Wohnsituation erklären kann, aber wohl die bessere Variante.



Seven Homes – Immobilien zum Wohlfühlen.

Seven Homes ist eine serviceorientierte Immobilienfirma in Familienbesitz. Seit drei Generationen verfolgt die Inhaberschaft das Ziel moderne, erschwingliche Immobilien anzubieten, die für die neuen Besitzer zu einem echten Zuhause werden. Ein Credo, das Firmeninhaberin Fabienne Kuratli-Suter so umschreibt. «Wir legen viel Wert auf die Qualität der Wohnungen. Darum bieten wir auch nur wenige



Fabienne
Kuratli-Suter

Schmuckstücke an, hinter denen wir zu 100% stehen können». Bei Seven Homes steht die persönliche Betreuung im Mittelpunkt. Wir haben nur so viele Objekte im Angebot, dass wir Ihren Weg zur eigenen Immobilie auf jedem Schritt optimal begleiten können. Unser wichtigstes Anliegen ist Ihnen zu dem Zuhause zu verhelfen, welches Sie sich erträumt haben. Mit Fabienne Kuratli-Suter und ihrem Team haben Sie bei Ihrem Immobilienkauf Partner mit langjähriger Erfahrung an Ihrer Seite. Sie profitieren von Ihrem reichen Erfahrungsschatz und fundierten Fachwissen. Sie werden Sie persönlich und kompetent durch den gesamten Prozess führen und dafür sorgen, dass die Freude an Ihrem neuen Zuhause schon bei der ersten Besichtigung beginnt.

Möchten Sie Ihre Liegenschaft verkaufen?

Und Sie suchen einen kompetenten Partner, der Sie dabei professionell unterstützt?

Dann ist Seven Homes der richtige Partner aus der Region. Wir sind ein lokal verwurzelttes Familienunternehmen mit einem kleinen, engagierten Team, das eine persönliche Betreuung in Ihrem besten Interesse garantiert.

Wir suchen in der Ostschweiz:

- > Grundstücke
- > Altliegenschaften
- > Mehrfamilienhäuser

Interessiert?

Schreiben Sie uns eine Mail an info@sevenhomes.ch oder rufen Sie uns unter 071 55 22 777 an.
www.sevenhomes.ch



Eine Villa geht auf Reisen

Verschiebung statt Abriss – dieses Vorgehen blüht der Villa Wohlfender in Frauenfeld. Nicht alle Politiker sind jedoch damit einverstanden. Weshalb man sich dennoch dafür entschieden hat, erklärt Kantonsbaumeister Erol Doguoglu im Interview.

Interview: Manuela Bruhin, Bild: zVg.



Für den Ergänzungsbau des Regierungsgebäudes in Frauenfeld soll die Villa Wohlfender um 18,3 Meter verschoben werden. Dieses Vorgehen ist recht ungewöhnlich. Weshalb hat man sich für diesen Schritt entschieden?

Ungewöhnlich ist die Verschiebung eines geschützten Gebäudes schon lange nicht mehr. Es gab in den letzten Jahren viele vergleichbare Beispiele: Erwähnt seien 2017 die Villa Jacob in St.Gallen oder 2012 das MFO-Gebäude in Zürich-Oerlikon. Man entscheidet sich vor allem bei denkmalgeschützten Gebäuden für ein solches Vorgehen. Einerseits können sie dadurch erhalten bleiben und andererseits profitiert das benachbarte Neubauprojekt von zusätzlich realisierbarer Fläche. Letztlich ist eine Verschiebung auch angezeigt im Hinblick auf verdichtetes Bauen und auf den haushälterischen Umgang mit Bauland. Im konkreten Fall des Ergänzungsbaus zum Regierungsgebäude können mit der Verschiebung rund ein Viertel mehr Arbeitsplätze errichtet werden.

«Bis das Gebäude wieder genutzt werden kann, wird es aber einige Monate dauern.»

Nicht alle Politiker verstehen die Verschiebung. Sie würden eher einen Abriss unterstützen. Weshalb ist das Gebäude schützenswert?

Sie erinnern sich vielleicht an das 2019 gefeierte 100-jährige Jubiläum der Gründung des Bauhauses. Damals wurden die Grundsteine der modernen Architektur gelegt. Das ist ein wichtiger und seltener Zeitzeuge des Neuen Bauens in Frauenfeld. Zudem war der Bauherr Jakob Bär jr. ein bekannter Fotograf, der unzählige Porträts der Frauenfelder Gesellschaft aufgenommen

Kantonsbaumeister Erol Doguoglu:

«Die Stadt Frauenfeld hat klar signalisiert, dass sie einem Abriss nicht zustimmen würde.»

hat. Die Stadt Frauenfeld hat klar signalisiert, dass sie einem Abriss nicht zustimmen würde. Der Kanton kann diese Haltung nachvollziehen und hat auf Anregung der Denkmalpflege beschlossen, das Haus zu verschieben.

Was ist derzeit darin untergebracht – und was in Zukunft?

Zurzeit haben dort die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der kantonale Jagd- und Fischerverwaltung JFV ihre Arbeitsplätze. Für die Verschiebung muss das Gebäude aber geräumt werden. Es ist noch nicht bestimmt, welche Arbeitsplätze in der Villa Wohlfender künftig untergebracht werden.

Wie wird die Verschiebung ablaufen?

In einem ersten Schritt wird am neuen Ort ein identisches Kellergeschoss neu gebaut. Danach wird unterhalb des Erdgeschossbodens ein Schienensystem zum neuen Keller installiert. Die Kellerwände werden dann unterhalb der Decke durchschnitten, das Gebäude hydraulisch einige Zentimeter angehoben, anschliessend verschoben und auf den neuen Keller abgesenkt. Die Verschiebung selbst dauert wohl nur einen Tag. Bis das Gebäude aber wieder genutzt werden kann, wird es aber einige Monate dauern.

Eine Hommage an die Hochwasserhose



Vom Kindergarten bis zur 6.Klasse habe ich gespürt, dass ich anders war, als die meisten Kinder auf dem Schulhausplatz. Ich habe ausgesehen wie ein Junge, war gross wie ein Turm und dünn wie eine Bohnenstange. Spargeltarzan haben sie mich genannt. Ich habe mir als eines der ersten Mädchen die Haare gefärbt, mit Strähnchen, die ausgesehen haben, wie der Rücken eines Zebras. In der dritten Klasse, als die Mädchen damals lediglich die Puppen mit Röckchen kleideten, habe ich mich getraut, mit einem mit Blumen bestickten Rock zur Schule zu gehen. Obschon dies nach nichts Aussergewöhnlichem klingt, war es zur damaligen Zeit ziemlich mutig. Doch zur Sicherheit hatte ich unter meinem bodenlangen Rock die auf «Nummer-sicher-gehende» Hose angezogen. Die Mitschüler haben mich dann wortwörtlich gezwungen, die Hose, respektive den Rock, herunterzulassen und mich den damals noch sehr konservativen Ansichten über experimentierfreudiges Kleiden zu fügen.

Mit einer Körpergrösse von stolzen 178 Zentimetern im Alter von 12 Jahren waren mir schlichtweg alle Hosen viel zu kurz.

Stellt euch vor, ich wurde wegen solchen Lappalien des Öfteren heftig gemobbt. Das war einschneidend und hat mich geprägt. Ich fing an, die Hosen in die Stiefel zu stecken, um die nicht vorhandene Länge zu tarnen. So konnte ich mich von den fiesen Sprüchen schützen. Und wer hätte das gedacht, dass ich damit doch glatt einen neuen Trend entdeckte. Diese Aktion zeigte mir, dass ich kein Opfer sein muss, sondern es selber in die Hand nehmen kann.

Darum lernte ich sehr früh, mich den Hänseleien auf Grund meiner Körpergrösse, meiner Postur oder meiner gewagten Mode-Kreationen zu stellen und mir selber treu zu bleiben.

Selbstakzeptanz beinhaltet, dass wir uns selbst so annehmen, wie wir sind. Sei du selbst, egal wie du aussiehst, woher du kommst, welche Kleidung du trägst, welchen Dialekt du sprichst oder wie deine Schuhbündel gebunden sind. Sie werden immer etwas finden, um von sich selber abzulenken, auch wenn dies lediglich eine Hochwasserhose ist. Darum Ärmel hochkrepeln, Hose in die Boots stecken und weiter machen!

Tanja La Croix (*1982) heisst eigentlich Tanja Wettach und ist DJ, Produzentin, Content Creator, Event Manager und Brand Ambassador. Sie stammt aus St.Gallen.

Gerber sucht den «Purpose»

Gerber studiert. Nicht an der Uni, sondern im Büro. Seit Stunden. Schwierige Frage, alles so verdammt kompliziert – es ist zum wahnsinnig werden. «Gerber. Der Werber!» – so kurz und bündig ist er seit über 30 Jahren erfolgreich im Geschäft, hat so einiges erlebt. Früher war das Leben als Werber definitiv einfacher: Ein paar kreative Ideen bei einer Flasche Wein bröseln, eine krasse Übertreibung da, etwas Witz dort, eine Anspielung, vielleicht eine Prise Sex, gut aufgerührt mit genügend Budget und fertig war die preisverdächtige Kampagne. Dann das Ganze nur noch mit werberischer Überzeugungskraft dem Kunden verklickern, später am Filmset den Marketingleiter inkl. seiner Assistentinnen gut verköstigen, danach ein paar Kreativpreise abholen (mindestens eine Statue für den Chef!) und alle waren happy. Und das Honorar? Na ja, sagen wir mal grosszügig.

Heute ist das anders. Es reicht längst nicht mehr aus, nur gute Produkte zu produzieren. Die kritischen Konsumenten wollen jetzt wissen woher, wieviel, wieso und wozu.

Jedes Unternehmen braucht heutzutage einen «Pöörpes», schweizerdeutsch für «Purpose», also einen Sinn, einen höheren Daseinszweck. Wozu existiert eine Organisation? Wofür steht sie und welche Probleme will sie lösen? Und so brütet Gerber seit Stunden über dem Purpose seines Kunden «Haikel», einem erfolgreichen Produzenten von Toiletten-Papier. Welche Probleme «Haikel» löst, liegt ja auf der Hand, respektive auf dem dreilagigen Papier. Möglichst viele Rollen «Supersoft & Flauschig» zu verkaufen ist aber kein höherer Daseinszweck! Vielleicht sollte man etwas mit Wasser und Toiletten in Afrika machen oder Aufforstung in Südamerika?

Eine grüne Weste zieht ja heutzutage. Gerber ächzt. Alles so ernst, so seriös, so kopflastig heute.

Kein Spass, kein Sex, kein Wein zum Zmittag. Nix von alledem. Klimajugendtauglich, gendergerecht und total spassfrei ist die Werbung heutzutage. Und anstrengend.



**Andreas Felder
REMBRAND AG, Branding & Campaigning**

Er lebt den «American Way of Life»

Seitdem er 16 Jahre alt ist, ist Fabian Egger in der Weltgeschichte herumgereist. Heute lebt der Ostschweizer die meiste Zeit in Los Angeles und startet als DJ gerade so richtig durch: Mit Stars wie Big Sean, Nicki Minaj und Drake stand er bereits auf der Bühne. Weshalb ihm das geglückt ist, was den meisten eben verwehrt bleibt, und ob es wirklich so traumhaft ist, in der Traumfabrik zu wohnen, verrät er im Interview.





◀ Auch bei kleineren Objekten kann sich eine Wohnraumerweiterung durchaus lohnen. Mit dem Dachausbau entstand eine zusätzliche Wohnung mit 122 m² Fläche. Sie wird über einen separaten Eingang und eine neu geschaffene Plattform erschlossen, die auch als Balkon genutzt werden kann.

Im Logistikzentrum von Fust entstanden dank der Aufstockung in Holzbauweise zusätzliche Büroräumlichkeiten und eine Kantine. Ausserdem wurde auf dem Dach ein Innenhof mit einer begrünten Terrasse geschaffen. Besonders herausfordernd war diese Erweiterung aufgrund der Logistik, denn der Umbau fand bei laufendem Betrieb statt.



▲ Ein Beispiel einer städtischen Verdichtung zeigt die Aufstockung dieses Einfamilienhauses in der Stadt St.Gallen. Im neuen Geschoss finden zwei Schlafzimmer, eine Ankleide und ein Badezimmer Platz. Realisiert wurde die Erweiterung des Wohnraums in der Holzelementbauweise.



◀ Dass ein Holzbau von aussen nicht auf den ersten Blick erkennbar sein muss, beweist das Givaudan-Bürogebäude in Kempththal. Die ehemalige Maggifabrik wurde um zwei zusätzliche Stockwerke erweitert. Die Fassade wurde der originalen Backsteinfassade angepasst. So lässt am Schluss nichts mehr vermuten, dass ein Holzbau dahintersteckt.

Von den Architekten Herzog & de Meuron entworfen und 2002 gebaut, wurde die REHAB Klinik in Basel. Nun war mehr Platz gefordert. Entstanden ist auf der ehemaligen Dachterrasse ein komplettes Geschoss für die neue Tagesklinik.



Beispielhafte Aufstockungen und Wohnraumerweiterungen in der Holzbauweise

Wenn es eng wird im Bürogebäude oder Mehrfamilienhaus, wird über die Erweiterung von Raum nachgedacht. Zum Beispiel Raum nach oben. Markus Rutz, Bereichsleiter Holzbau Excellence beim Ostschweizer Holzbauer Blumer Lehmann, spricht über die Argumente für Aufstockungen und zeigt die Trends und Möglichkeiten auf.

Bauen mit Holz in allen seinen Facetten legt zu. Schon seit Jahren stellt Markus Rutz eine steigende Nachfrage fest. Und der Trend geht weiter. Er rechnet damit, dass sich der Holzbau auch in den nächsten 10 Jahren noch stärker und noch schneller entwickeln wird. Verantwortlich dafür sind etwa Architekten und Planer, die vermehrt mit Holz bauen aber auch die Investoren, Unternehmen oder die öffentliche Hand, die beim Bauen stark auf Nachhaltigkeit setzen sowie Bauten ganzheitlich in ihrem Lebenszyklus betrachten.

Tatsächlich ist Holz das perfekte Material und die Holzbauweise ideal, um beispielsweise mehr Wohnraum im Mehrfamilienhaus zu realisieren oder ein Bürogeschoss auf die Lagerhalle zu setzen. Weshalb ist das so, Markus Rutz?

Markus Rutz: Mit dem Werkstoff Holz verwenden wir ein sehr leichtes und trotzdem sehr tragfähiges Material. Deshalb verkraftet das Bestandsgebäude eine Aufstockung aus Holz in der Regel ohne Weiteres. Überhaupt: Aufstocken ist ja eigentlich die Paradedisziplin für den Holzbau. Denn mit der für den Holzbau charakteristischen Vorfertigung sind wir in der Lage, in sehr kurzer Bauzeit die Aufstockung umzusetzen – je nach Situation sogar bei laufendem Betrieb im Bürogebäude oder in der voll besetzten Mietliegenschaft. Die kurze Bauphase schlägt beispielsweise für Immobiliengesellschaften, die fortlaufend ihre Objekte erweitern, besonders positiv zu Buche.



Wie lassen sich die Kosten und Termine im Zusammenhang mit dem Bestandsgebäude verlässlich kalkulieren und gewährleisten?

Die Basis schaffen wir, indem wir den Bestand einschliesslich Foundation genau beurteilen sowie statisch und konstruktiv aufnehmen. Anhand dieses Modells lassen sich die Schnittstellen zwischen neu und alt klar definieren und der Aufwand genau planen – kostenmässig und auch zeitlich. Bei Bedarf erarbeiten wir zudem ein energetisches Konzept für das bestehende Gebäude in Zusammenhang mit der Aufstockung.

Welche Funktionen übernimmt Blumer Lehmann bei Aufstockungsprojekten?

Weil wir die Dienstleistungen von A bis Z, beziehungsweise von der Beratung bis zur Schlüsselübergabe, anbieten können, sind wir meist sehr früh ins Projekt involviert.

Welche neuen Ideen sind bei Blumer Lehmann im Bereich Aufstockungen in der Entwicklung?

Aufstocken bedeutet Nachverdichten. Das Thema ist politisch relevant und verkörpert auch unsere Philosophie. Das neue Raumplanungsgesetz in der Schweiz verlangt, dass heutige Baubestandszonen vermehrt genutzt und verdichtet werden sollen. Das ist ganz im Sinne der Nachhaltigkeit. Es ist uns ein Anliegen, mit unserem Kulturland schonungsvoll umzugehen.

Markus Rutz,
Bereichsleiter
Holzbau Excellence
Blumer Lehmann



Mehr zu diesen und anderen Themen rund ums Holz.

 **Blumer
Lehmann**
Holzbau | Engineering

Blumer-Lehmann AG
Erlenhof, 9200 Gossau
T +41 71 388 58 58
info@blumer-lehmann.ch
www.blumer-lehmann.ch



Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammten mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.

Bodenheizungsrohre verspröden

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

Kalte Böden. Wie weiter?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.



Umfassende Zustandsanalyse vor Ort.

Klarheit durch Analyse

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

Schutzschicht gegen die Alterung

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.



Versprödetes und verschlammtes Bodenheizungsrohr.

Nicht spülen, sondern sanieren

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.

10-jährige Garantie mit dem Original

Das HAT-System ist das einzige Rohrrinnensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

Vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird vor Ort von einem Spezialisten der Naef GROUP durchgeführt. Die Kosten belaufen sich auf CHF 390.– (inkl. MwSt.). Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

Ja, ich möchte mehr dazu erfahren.
Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name

Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Die Ostschweiz, 2021



Bitte Talon zurücksenden oder anrufen

Naef GROUP

Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach

Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10

E-Mail-Adresse: info@naef-group.com

www.naef-group.com

Wir nehmen die BAG Richtlinien sehr ernst und all unsere Mitarbeitenden arbeiten gemäss den aktuellen Vorschriften. Auf den Sanierungen sind unsere Techniker gemäss den aktuell geltenden Schutzmassnahmen am Arbeiten.

Lebensentwürfe

Orte, an denen wir aufwachsen, leben und wohnen prägen uns Leben. Und sie glänzen nicht immer durch Kreativität. Anders sieht es bei diesen drei Beispielen aus.



Wasserschloss Hagenwil

Auf einem Schloss oder einer Burg zu wohnen, das würden sich wohl viele wünschen. Für Andi Angehrn ist das nichts Ungewöhnliches – schliesslich ist das Schloss Hagenwil bereits seit über 200 Jahren in Familienbesitz. Angehrn selber wuchs im Gebäude nebenan auf. Das Bewusstsein, dass das Wasserschloss etwas ganz Besonderes ist, wuchs erst in seinen Teenager-Jahren. «Trotzdem habe ich als Kind natürlich verbotenerweise mit meinen etwas mutigeren Cousins die alten Gemäuer erkundet», erinnert sich Angehrn. Nach wie vor ist das Schloss sein Zuhause – mit keinerlei unheimlichen Komponenten. Schliesslich wird jedem Schloss auch ein Schlossgeist nachgesagt. «Gegenüber neuen Mitarbeitern und auch Gästen können die nächtlichen Räume durchaus etwas gespenstisches haben.» So wurde schon mehrfach von Gästen über vermeintlich übernatürliche Geschehnisse berichtet. Angehrn: «Oft waren es Gefühle, manchmal auch Schatten.»



Wie lebt es sich in einem Schloss?
Zu Besuch bei Andi Angehrn.



Im Zoo bei den Schimpansen

Der Walter Zoo ist über die Landesgrenze hinaus bekannt. Karin Federer wurde nicht nur jüngste Zoodirektorin der Schweiz, sondern ist sozusagen im Zoo aufgewachsen. Dabei konnte sie viele lehrreiche Begegnungen verzeichnen – bekam aber auch die Schattenseiten zu spüren. Ihre Kindheit beschreibt die Gossauerin als schön: «In einem Zoo aufzuwachsen, ist sicherlich nicht alltäglich.» Es sei immer etwas los gewesen, viele tolle Erlebnisse konnte sie mit verschiedensten Tieren verbuchen, welche sie stark geprägt haben. Doch nicht immer herrscht eitel Sonnenschein, wenn man die Kindheit im Zoo verbringt. 1993 beispielsweise machte man schwierige Zeiten durch, es gab unter anderem Fehlkalkulationen für die Schimpansenanlage. Das Unternehmen geriet in finanzielle Schieflage.



Aufgewachsen im Zoo. Eindrücke von Karin Federer.



Mehrgenerationenhaus

Mehrgenerationenprojekte haben es hierzulande nicht einfach. Während der Wunsch nach Gemeinschaft wächst, ist es auf der anderen Seite schwierig, überhaupt an geeignete Objekte heranzukommen. Die Gründe für Mehrgenerationenwohnen sind vielfältig. Dass sich die Nachfrage verstärkt hat, bestätigt Bernhard Müller, Präsident der Baugenossenschaft Mehrgenerationenprojekte Ostschweiz. «Immobilienvermarkter haben für sich entdeckt, dass in der Gesellschaft der Wunsch nach Gemeinschaft wichtiger geworden ist und sich Zwei- bis Dreifamilienhäuser mit dem Anker Mehrgenerationenwohnen in den Ausschreibungen besser oder vielleicht sogar teurer verkaufen lassen.»

In der Ostschweiz befindet sich ein Mehrgenerationenhaus beispielsweise in Trogen oder Notkersegg. Egal, um welches Projekt es sich aber handelt, eines haben sie stets gemeinsam: Sie brauchen einen langen Atem.



Mehr zum Trend «Mehrgenerationenhaus».



#Alle Frauen



Am Abend des 3. März ist die Britin Sarah Everard auf dem Weg nach Hause verschwunden. Sieben Tage später wurde ihre Leiche im Wald gefunden. Ein Geschehnis, das eine grosse Welle der Wut und Solidarität auslöste. Zusammen mit einer Studie aus Grossbritannien, welche aufzeigte, dass 97% der befragten Frauen bereits belästigt worden sind, begannen Frauen von überall auf der Welt ihre eigenen Erlebnisse mit sexueller Belästigung zu teilen. Das Hashtag #97percent-challenge wurde geschaffen.

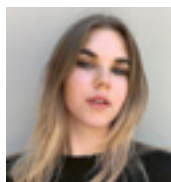
Leider begannen nun überall auf der Welt Männer mit dem Hashtag #notallmen zu entgegnen. Dieser Trend ist dermassen ignorant und rücksichtslos gegenüber jeder Frau und Person, die bereits Opfer von Belästigungen geworden ist. Jede Frau weiss ganz genau, dass nicht jeder Mann eine Bedrohung ist. Trotzdem ändert das rein gar nichts an der Tatsache, dass sie einem Mann, dem sie auf der Strasse begegnet, nicht ansehen kann, ob jener ihr etwas antut oder nicht. Es ändert nichts daran, dass jede Frau von

klein an unzählige verschiedene Regeln lernt, um sich zu schützen. Dass jede Frau, die nachts alleine unterwegs ist, um ihr Leben fürchtet und deshalb Turnschuhe anzieht, falls sie wegrennen muss. Oder, dass sie nur mit den Schlüsseln zwischen den Fingern ein gewisses Gefühl von Sicherheit bekommt.

Es ändert nichts daran, dass jeder Mann eine potenzielle Gefahr darstellt. Es sind also vielleicht #nichtalleMänner, aber definitiv #alleFrauen. Anstatt also den Fokus wieder auf die Unschuld der meisten Männer zu lenken, sollte jeder Mann versuchen, die Frauen zu unterstützen, unser Leben sicherer zu machen und uns einfach einmal zuzuhören. Wie die Aktivistin Jameela Jamil so schön gesagt hat: «Man kann sich nicht von der falschen Seite ausschliessen, wenn man nicht aktiv auf der richtigen Seite kämpft.»

Sarah Roth (*2001) aus Diepoldsau ist Gymnasiastin. Sie belegt das Schwerpunktfach Latein bilingual.

Eine Zugfahrt mit Erfolg und Misserfolg



Es ist früh morgens und ich stehe am Bahnhof. Ich warte auf den Zug. Nachdem ich eingestiegen bin setzte ich mich an den einzigen freien Platz gegenüber von zwei Männern. Unterschiedlicher könnten sie nicht sein. Während der eine in einem schicken Anzug da sitzt und telefoniert, trägt der andere eine Jogginghose und hält eine Dose Bier in der Hand. Ich lasse meine Gedanken wandern und erkenne, dass ich gerade gegenüber der personifizierten Form von Erfolg und Misserfolg sitze. Ich versuche mir ihre Unterschiede in ihrem Leben vorzustellen und stosse immer wieder auf die gleichen drei Punkte. Das erste was mir einfällt, ist ein Wort aus dem Englischen: procrastination. Es bedeutet, dass man etwas aufschiebt und es nicht sofort erledigt. Es mag banal klingen, aber es ist eine Krankheit unserer Gesellschaft. Wir nehmen an, dass wir noch genug Zeit haben, etwas zu erledigen. Erst recht mit Social Media ist das ein ernstes Problem, denn es macht uns faul. Der Erfolgreiche schiebt es nicht vor sich her. Er erledigt

seine Arbeit, während andere meckern und Zeit verschwenden.

Somit kommen wir schon zum zweiten Punkt, der mir sofort einfällt: time management. Es betrifft oft die, die zu viel Zeit haben. Sie wissen nicht, was sie damit anfangen sollen und enden damit, sie zu verschwenden, anstatt sie zu nutzen. Das hängt eng mit dem ersten Punkt zusammen. Der Erfolgreiche weiss, wie er seine Zeit einteilen kann, um effizient zu arbeiten, während sich der andere zurücklehnt und denkt, dass die Zeit reichen wird.

Der dritte Punkt – und meiner Meinung der Wichtigste – ist das Durchhaltevermögen. Man kann noch so gut seine Zeit einteilen und nichts aufschieben, aber wenn es hart auf hart kommt, muss man weitermachen. Der Erfolgreiche lässt sich nicht aufhalten von einem kleinen Misserfolg. Er lernt aus seinen Fehlern und weiss es das nächste Mal besser. Er gibt nicht auf. Diese Eigenschaft besitzen nicht viele, aber es ist die wertvollste, die man haben kann. Meine Zugfahrt ist fast zu Ende. Ich habe etwas gelernt, woran ich mich immer erinnern werde. Und ich frage mich, welche Person ich bin und – noch wichtiger – welche Person ich sein möchte...

Lea Müller (*2001) besucht die Kantonsschule Romanshorn. Sie interessiert sich für Sport und schreibt seit ihrem 12. Lebensjahr Geschichten.

Schrei nach Gerechtigkeit

Es sind ungefähr zwölf Monate vergangen. Zwölf Monate, in denen sich etwas bewegte. Anfangs laut, dann still. Zwölf Monate, in denen man protestierte, debattierte, agierte. Zwölf Monate ist es her, George Floyds Tod. Nun ist es leise, der anfängliche Krach verklungen. Es ist fast totenstill. Doch wieso haben wir aufgehört, laut zu sein? Wo ist unser Kampfgeist, der sich gegen den Rassismus stellte? Haben wir etwa aufgegeben? Oder hat sich das Problem von selbst gelöst? Weder noch. Wir können, nein wir dürfen uns nicht mit der Situation zufriedengeben. Denn der Rassismus ist längstens nicht verschwunden. Was vor noch zwölf Monaten im Namen von #BlackLivesMatter gegen Rassismus kämpfte, ist heute eine andere Bewegung. Dieses Mal geht es jedoch nicht um Afroamerikaner, sondern um Menschen mit asiatischer Herkunft. Seit dem Beginn der Pandemie im Frühling 2020 hat sich der Rassismus gegen Asiaten immer mehr verbreitet. Man beschuldigt sie für den Ausbruch der Pandemie, da sich das Corona-Vi-

rus Ende 2019 von China aus verbreitete. In den Vereinigten Staaten gab es schon vor der Pandemie Misstrauen gegenüber der asiatischen Bevölkerung. Dies kann auf den Zweiten Weltkrieg zurückgeführt werden, in dem Japan einen Überraschungsangriff auf Hawaii startete und später Krieg gegen die USA führte. Heute, fast drei Generationen später, werden asiatische Amerikaner diskriminiert, angegriffen, ja sogar erschossen. Rassismus besteht immer noch, vielleicht sogar noch mehr als vor zwölf Monaten. Doch wieso haben wir die Bewegung #BlackLivesMatter vergessen? Wo ist die Welle des Kampfes, wieso sind wir still?

Werden wir laut für die Menschheit! Denn wir sind eins; Afrika, Amerika, Antarktis, Asien, Australien, Europa. Die Wellen sollen dröhnen und tosen und Gerechtigkeit fordern. Für alle Menschen. Nie wieder soll es totenstill sein.

Lea Tuttlies (*2002) aus Amriswil besucht die Kantonsschule Romanshorn.



Alle bereits publizierten Artikel von der jungen Ostschweiz finden Sie hier.

La Cucaracha versus Rasputin

In Zeiten von Kontaktbeschränkungen treibt das Leben komische Blüten. Ich habe Freundschaft mit einer Amsel geschlossen, doch unser inniges Verhältnis wird torpediert von einer übereifrigen Sportlehrerin.



Ralph Weibel ist Bühnenautor und Nebelspalter-Redaktor
ralph.weibel@nebelspalter.ch

Getrieben vom ungebändigten Drang, Stahlkugeln durch die Gegend zu werfen, zieht es mich des Öfteren in den St.Galler Stadtpark. Der Genuss besteht darin, dem französischen Nationalsport Petanque zu frönen, den die meisten Passanten als Boccia bezeichnen, was die italienische Variante wäre. Doch das muss man nicht rechthaberisch korrigieren. Die meisten kennen es als Spiel mit farbigen, wassergefüllten Kugeln, die man irgendwann als Kind in der Badi versuchte in die Nähe einer kleinen Holzkugel zu spielen. Zur allgemeinen Wohlfühlatmosphäre gehört neben dem Klicken der Kugeln und dem Knirschen des Kieses unter den Schuhen die natürliche Beschallung von Singvögeln. Besonders angetan hat es mir dabei eine Amsel, ich nenne sie Fred, die das mexikanische Revolutionslied «La Cucaracha» pfeift. Bekannt geworden ist der eigentliche Protestsong durch die Gipsy Kings als Party Song. Sicher hören Sie «La Cucaracha» jetzt gleich vor dem geistigen Ohr und fangen schon leicht an mit den Hüften zu wippen und singen leise «la cucharacha, la

cucharacha, ya no puedo caminar...» mit. Ungefähr hier endet bei mir und Fred die Textsicherheit. Wahrscheinlich war er im Winter zu wenig lange in Mexiko, denke ich mir, um den ganzen Refrain zu lernen. Oder er fühlt sich so Cucaracha, als Kakerlake, was man in der heutigen Zeit von Transgender auch akzeptieren muss.

Bevor mir jetzt aufgebrachte Vogelfreunde schreiben: Ich weiss, Amseln fliegen im Herbst nur bis in die Türkei oder nach Zypern um zum Überwintern. Dort läuft aber sicher in einem mit Animation bespassten All-inclusive-Hotel der Ohrwurm. Wetten, Sie werden ihn nach diesem Text für den Rest des Tages nicht mehr los. Mein Idyll mit Fred wird durch eine Sportlehrerin gestört, die mit einer Mittelstufen-Turnklasse Aufstellung auf der Wiese nimmt. Sie tippt auf ihrem Handy herum. «Ra-Ra-Rasputin, Lover of the Russian queen...» dröhnt der Boney-M-Hit in einer billigen Coverversion durch den Park. Die Schülernden hüpfen im Rhythmus. Fred fällt fast vom Baum. Ich frage mich, was hier gerade didaktisch passiert. Wird jungen Menschen die Kompetenz vermittelt, wie sich der Aufenthalt an einem idyllischen Ort mit einer Bluetooth-Box erträglich gestalten lässt? Damit sie später nachts auf Dreiwiefern, am stillen Bodensee oder irgendwo in den Bergen der Natur den Garaus machen können, jetzt wo man nicht mehr so einfach ins Ausland verreisen kann. Da bleibt nur zu hoffen, ihre Eltern sind bald geimpft, damit sie in den Sommerferien mit den Bälgern möglichst weitweg fliegen können. Dann kehrt wieder Ruhe ein. Ich hoffe, Fred hat bis dahin «La Cucaracha» nicht verlernt und ich muss mit ihm nicht «Ra-Ra-Rasputin» im Duett pfeifen.

Cartoons

von Martin Zak



Die Ostschweiz liegt in Ihrer Hand.



© Claudio Bäggli / Zero Real Estate

Mit der App von «Die Ostschweiz».

Jetzt downloaden.
Kostenlos.



DIE
OSTSCHWEIZ

Weit mehr als «nur» regionale
Nachrichten und Hintergründe.
Für Smartphones und Tablets.

Der Sonntag ist zurück

Exklusiv für App-Nutzer: «Die Ostschweiz» am Sonntag – eine Fülle von informativen, unterhaltenden Beiträgen.

Ihre eigene Zeitung

Lesenswerte Artikel einfach mit «Speichern» markieren und so eine persönliche Bibliothek anlegen.

Vertiefende Journale

Digitale Fachmagazine zu verschiedenen Themen wie Gastronomie, Start-ups oder wichtigen Events in der Ostschweiz.

Immer informiert

Die Push-Funktion sendet bei wichtigen Ereignissen eine Benachrichtigung. Aber nur dann, wenn es sich für Sie lohnt.

Leserreporter

Ein spektakuläres Bild, einen witzigen Videoclip, eine wichtige Information: Halten auch Sie es auf dem Laufenden.



PP Autotreff